L. eleg. g.
398h

Theremin

BIBLIOTECA
REGIA
MONACENSIS.

<36603731610012

<36603731610012

Bayer. Staatsbibliothek

Die Beredsamkeit eine Tugend,

oder

Grundlinien einer systematischen

Rhetorik.

Von

D. Franz Theremin.

Zweite, verbesserte Auflage.

Berlin,
Verlag von Duncker und Humblot.
1837.

213. D.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Diese Schrift, die ich zuerst im Jahre 1814 herausgab, erscheint hier, bis auf wenige und unbedeutende Veränderungen und Auslassungen, in ihrer früheren Gestalt. Hätte ich an einzelne Theile die Hand legen wollen, um sie umzuarbeiten und weiter auszuführen — wie ich dies letztere in Beziehung auf die geistliche Beredsamkeit oft gern gethan hätte — so würde daraus eine Umschmelzung des ganzen Buches entstanden seyn. Hierzu mochte ich mich nicht entschließen, um so weniger, da ich auch noch jetzt mit dem Inhalte desselben einverstanden bin, und nichts davon zurücknehme. Ja es gereicht mir zu einer besonderen Freude und Genugthuung, es schon damals, vor zwei und zwanzig Jahren, ausgesprochen zu haben, daß das innere Glaubensleben die einzige Quelle der geistlichen Beredsamkeit sey *). Eine solche

*) S. 59—67.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Behauptung mußte damals sehr befremden; aber jetzt scheint mir das Zeitalter schon mehr in diese Ueberzeugung hereingerückt zu seyn.

Anstatt also das, was ich noch über die geistliche Beredsamkeit zu sagen habe, an verschiedenen Stellen in dem Buche selbst zu vertheilen, habe ich vorgezogen, es hier zusammenzufassen. Es betrifft den Maaßstab, um den Werth einer Predigt zu beurtheilen, das Verhalten bei dem Hervorbringen der Predigt, ihre Form und ihre Sprache.

Es fehlt an einem allgemein anerkannten Maaßstabe, um nach demselben den Werth der geistlichen Reden zu beurtheilen; und ein jeder Prediger muß wünschen, vorerst auch nur ein ganz subjectives Kriterium zur Schätzung seiner eigenen Arbeiten zu besitzen. Dies würde sich aber aus den von mir aufgestellten Grundsätzen ohne Mühe ableiten lassen. Das höchste Gesetz der Beredsamkeit, anwendbar auf alle Verhältnisse, worin der Redner sich befinden kann, hat in dieser Schrift den Ausdruck erhalten: Er suche seine jedesmalige Idee auf die dem Zuhörer nothwendig inwohnenden Ideen zurückzuführen; und dies Gesetz, wie ebenfalls bemerkt worden ist, kann er nur erfüllen, wenn die sittlichen Ideen kräftig und lebendig in ihm selber wohnen. Diese Ideen in ihrer Ge-

sammtheit sind der Wille Gottes, und der durch ihn dem Menschen, und namentlich dem Christen, vorgezeichnete Beruf. Aus jener allgemeinen Formel würde sich also für den geistlichen Redner das Gesetz ableiten lassen: Er strebe seine Zuhörer — und damit dies geschehen könne, zuerst sich selbst — nach dem Willen Gottes zu bilden. Und diese Formel würde wieder gleichbedeutend seyn mit der folgenden, die wohl überhaupt als die klarste Bezeichnung für die Aufgabe des Predigers würde angesehen werden können: Er strebe, in seinen Predigten Gott zu gefallen. So hat sich schon Chrysostomus *) hierüber ausgesprochen: „Also soll auch Derjenige, sagt er, der den Kampf der Belehrung übernommen hat, nicht von

*) Vom Priesterthum, übersetzt von Ritter, Buch V, Kap. 7. Μὴ τοίνυν μήτε ὁ τῆς διδασκαλίας ἀναδεξάμενος τὸν ἀγῶνα, ταῖς τῶν ἔξωθεν εὐφημίαις προσεχέτω, μηδὲ ἀπὸ τούτων τὴν ἑαυτοῦ καταβαλλέτω ψυχήν· ἀλλ᾽ ἐργαζόμενος τοὺς λόγους, ὡς ἂν ἀρέσειε τῷ Θεῷ (οὗτος γὰρ αὐτῷ κανὼν καὶ ὅρος ἔστω μόνος τῆς ἀρίστης δημιουργίας ἐκείνων, μὴ κρότοι, μηδὲ εὐφημίαι) εἰ μὲν ἐπαινοῖτο καὶ παρὰ τῶν ἀνθρώπων, μὴ διακρουέσθω τὰ ἐγκώμια. μὴ παρεχόντων δὲ αὐτὰ τῶν ἀκροατῶν, μηδὲ ζητείτω, μηδὲ ἀλγείτω. ἱκανὴ γὰρ αὐτῷ παραμυθία τῶν πόνων, καὶ πάντων μείζων, ὅτ᾽ ἂν ἑαυτῷ συνειδέναι δύνηται, πρὸς ἀρέσκειαν τοῦ Θεοῦ συντιθεὶς καὶ ῥυθμίζων τὴν διδασκαλίαν.

dem Beifall anderer abhängen, noch ihretwegen den Muth sinken lassen; sondern seine Reden so ausarbeiten, daß sie Gott gefallen können — das sey für ihn die Regel und das einzige Ziel bei ihrer Anfertigung, nicht Beifall, nicht Lob. — Er verachte zwar die Beifallsbezeugungen nicht, wenn sie ihm von den Menschen gespendet werden, suche sie aber eben so wenig, noch betrübe es ihn, wenn seine Zuhörer sie ihm nicht ertheilen. Wahren und über alles erhabenen Trost bei seinen Arbeiten, giebt ihm allein das Bewußtseyn, seinen Vortrag nach dem Beifalle Gottes eingerichtet und ausgearbeitet zu haben." Hiermit wäre also das subjective Merkmal für den geistlichen Redner zur Schätzung seiner Arbeiten gefunden: Er hat Grund damit zufrieden zu seyn, wenn er bei ihrer Hervorbringung nach allen Kräften gestrebt hat, Gott, und zwar Gott allein, nicht den Menschen, zu gefallen. Dies ist hier nicht nur ein richtiges Merkmal, sondern es ist auch das einzige sichere; und es wird sich darthun lassen, daß nichts anderes, nicht die Ausbildung der Gedanken und der Form, nicht der Beifall der Zuhörer, nicht die eigene Begeisterung bei dem Hervorbringen und Halten der Predigt, ja daß nicht einmal der Segen den sie wirket, ein gewisses Zeichen für ihren Werth abgeben können.

Man könnte glauben, es gehöre zu einer guten Predigt, daß der christliche Gehalt, der nie fehlen darf, gründlich und zusammenhängend entwickelt, und in einer schönen Form durch die Sprache dargestellt sey. Und gewiß wird man die Erfüllung dieser Bedingungen unnachsichtlich von Denjenigen fordern dürfen, welche die Fähigkeit dazu besitzen; wenn diese es daran fehlen ließen, so müßten sie sich vorwerfen, daß sie die Kräfte, die Gott ihnen gab, nicht zu seiner Ehre angewendet, nicht nach ihrem besten Vermögen gesucht hätten, ihm zu gefallen. Eine Predigtweise, bei welcher eine dialectische und ästhetische Vollendung angestrebt wird, muß also Denjenigen, die einen unverkennbaren Beruf dazu haben, gestattet, und gegen den ungerechten Vorwurf, als wollten sie dadurch nur menschlicher Eitelkeit fröhnen, in Schutz genommen werden. Durch einen solchen elenden Bewegungsgrund würde man sich auch niemals hinlänglich gestärkt fühlen, um die großen Schwierigkeiten, die eine solche Aufgabe darbietet, zu bekämpfen; und man wird nur dann die dazu erforderliche Kraft und Ausdauer besitzen, wenn man um Gottes, und nicht um der Menschen Willen seine Arbeiten einer solchen Vollendung näher zu bringen bemüht ist. Diese Predigtweise ist jedoch nicht die einzige, es ist nicht ein-

mal die beste. Es giebt fromme, in ihrem Innern sehr lebendige und weitgeförderte Verkündiger des göttlichen Wortes, denen die Gabe eines tiefen und zusammenhängenden Denkens, so wie eines angemessenen und schönen Ausdrucks, nicht verliehen ist. Haben nun auch die Vorträge solcher Männer manche unverkennbare Mängel, so kann sich doch trotz, ja sogar vermittelst derselben — wenn sie nämlich in einer unbesiegbaren Schranke der Natur, nicht in Unfleiß ihren Grund haben — das Göttliche das in ihnen ist, mit großer Klarheit und Kühnheit aussprechen; und ihr Wirken wird nicht nur vor Gott vollkommen bestehn, sondern auch vor den Menschen, unter denen die Gebildetesten sich oft gerade durch das, was ihrer sonstigen Sinnesart am fremdesten ist, am meisten erbaut fühlen. Zu welcher von diesen Predigtweisen ein Geistlicher berufen sey, wie weit er zu streben, womit er sich zu begnügen habe, das kann ihm nur klar werden, wenn er sich, unbekümmert um homiletische Regeln, in Beziehung auf Gott und seine Forderungen prüft.

Auch dazu könnte der geistliche Redner versucht werden — und leider wird er es nur gar zu oft! — in dem Beifall und in der größeren Anzahl seiner Zuhörer ein Zeugniß für die Vortrefflichkeit seiner

Predigten zu sehen, oder den Muth sinken zu lassen, wenn diese Ermunterung ihm fehlt. Es muß jedoch einleuchten, daß diese Erfolge oft durch zufällige Umstände bewirkt werden; daß es sich damit verhält wie mit dem Ruhme überhaupt, mit dem Reichthum und mit den Ehrenstellen, welche nie einen Maaßstab für die Würdigkeit und für die höheren Fähigkeiten eines Menschen abgeben können. Deshalb wird schon für natürlich edle Menschen die Erlangung des Ruhmes niemals das höchste Ziel seyn, wonach sie trachten; sondern sie werden eine würdige Richtung verfolgen, unbekümmert ob sich der Ruhm an ihre Fußtapfen hefte oder nicht. Und für den geistlichen Redner sollte die Gunst oder die Mißgunst der Menschen das höchste Urtheil, und ihren Beifall zu gewinnen, die höchste Aufgabe seyn? Dadurch wäre plötzlich sein Wirken, das nur aus den reinsten Antrieben hervorgehen soll, zu einer Volksschmeichelei erniedrigt; und es könnte sich nur die christliche Homiletik bequemen Künste zu lehren, deren die heidnische Rhetorik sich geschämt hätte. Man würde auch einer großen Anzahl höchst frommer und achtungswerther Geistlichen, die aber gerade keine Lieblinge des Publikums sind, den Trost absprechen müssen, den das Zeugniß ihres Gewissens ihnen gewähren kann und soll. Das ist

mir ein trefflicher Redner, dem es ganz gleichgültig ist, ob er vor drei Zuhörern, oder vor dreitausenden predigt. Der Hinblick auf ihre Anzahl, das Lauschen auf ihre günstigen oder ungünstigen Urtheile, ist eine schmachvolle Abhängigkeit für den Geistlichen; und ein jeder sollte eilen, sich von dieser Kette zu befreien, die Manche ihr ganzes Leben hindurch hinter sich her schleppen. Dies wird man aber nur erreichen können, durch das Beharren bei dem von uns angegebenen Merkmale, und bei unserm Grundsatze, der auch der Grundsatz des Paulus war, welcher spricht *): Also reden wir, nicht als wollten wir den Menschen gefallen, sondern Gott, der unser Herz prüfet.

Da nun der Beifall der Zuhörer kein sicheres Zeugniß für die Vortrefflichkeit einer Predigt ist, so wird man auch niemals etwas aus dem einzigen Grunde, weil es dazu dienen könnte diesen Beifall zu erwerben, dem Geistlichen zur Pflicht machen oder anrathen dürfen. Tholuck und Harms, zwei von mir hoch verehrte Männer, haben in dieser Beziehung, so wie über manches andere, das zur geistlichen Beredsamkeit gehört, Ansichten geäußert, denen ich nicht

*) 1. Thessal. 2, 4.

beistimmen kann. Tholuck in seiner lehrreichen Vorrede zum zweiten Theile seiner Predigten, geht von der Frage aus *): Welches sind die Mittel, die gebildeten Klassen wieder zur Theilnahme am Gottesdienste zurückzuführen? Ich glaube, es giebt nur Ein Mittel zu diesem Zweck: also zu predigen, daß man Gott gefallen könne; wollen die Gebildeten alsdann ihr Theil Erbauung mit hinwegnehmen, so wird man sich deß freuen; wollen sie es nicht, so wird man es bedauern; aber man hat seine Schuldigkeit gethan, und wegen ihres Nachtheils haben sie keinen anzuklagen, als sich selbst. Will man aber auf die Neigungen und den Geschmack der Gebildeten, die Vorschläge zu andern Mitteln gründen, so würde man den geistlichen Redner dadurch der alleinigen Abhängigkeit von Gott, worin er sich stets befinden soll, entziehn, und man würde ihm nicht einmal einen sichern Erfolg versprechen können. „In einer Zeit, fährt Tholuck fort **), wo Shakspear eine stärkere Autorität für Viele ist, als Paulus, und ein Distichon Göthe's eine kräftigere Belegstelle, als der ganze Römer- und Galater-Brief,

*) S. IX.

**) S. XII, XIII.

darf der Geistliche, welcher auf seine Gemeine wirken will, mit ihren Gewährsmännern nicht unbekannt seyn. .... Wollen wir unsere Gebildeten der Kanzel näher bringen, so werden wir nicht vermeiden können, öfter als der gewöhnliche Styl es thut, auf die Gebiete, in denen ihr Leben wurzelt, hinüber zu weisen. Paulus, der in Athen den Aratus, und vor den Kretern den Epimenides in seiner Predigt citirt, wird unser Schirm seyn, wenn die Homileten uns anklagen und verdammen." Ich will keinesweges behaupten, daß Citationen aus älteren oder neueren Profanscribenten immer aus dem Kanzelvortrage verbannt seyn müßten; denn warum sollte etwas, das an sich schicklich und anständig ist, nicht auch in einer Predigt gesagt werden können? Wenn die mehresten solcher Citationen, die mir bisher vorgekommen sind, etwas Unangemessenes und Störendes zu haben schienen, so ist damit noch gar nicht gesagt, daß sie nicht in einem andern Zusammenhange höchst passend und schicklich erscheinen könnten. Indeß glaube ich, daß man sich solche Anführungen nur dann gestatten darf, wenn sie bei der natürlichen Bewegung der Gedanken sich ganz von selbst darbieten. So bietet das Citat aus dem Aratus sich dem Paulus höchst ungezwungen dar; und es kann nicht auffallen, daß er, indem

er zu den Atheniensern von dem den Heiden inwohnenden Gottesbewußtseyn spricht, dies durch die Worte eines heidnischen Dichters belegt, der gesagt hat, die Menschen sind göttlichen Geschlechts *). Ja, es war ihm hier gerade ein solches Zeugniß nothwendig, und er durfte sich vor den Atheniensern auf kein anderes berufen. Mißbilligen aber müßte ich durchaus solche Anführungen, sobald sie herbeigezogen würden von einem Prediger, der den Beifall der Gebildeten gewinnen, und zeigen wollte, daß er auch ein Gebildeter sey; und sie würden alsdann vermuthlich auch das Gefühl von Schicklichkeit, das den Gebildeten eigen zu seyn pflegt, verletzen. Aber auch nicht einmal dann, wenn sie nothwendig zur Gedankenreihe gehörten, würde man sich von ihnen mit Sicherheit den Erfolg versprechen dürfen, die modernen Athenienser der Kanzel näher zu bringen. Das Beispiel des Apostels beweiset allerdings, daß sie in diesem Falle zu gestatten sind, aber nicht, daß sie wirken; denn Paulus fand wenig Eingang zu Athen.

So ist es mir, ich darf es bekennen, auch auf-

*) Nec vero mirum est Paulum, cui sermo erat apud homines incredulos, et verae pietatis ignaros, poetae testimonio uti, in quo exstabat ejus notitiae confessio, quae naturaliter humanis mentibus indita est ac insculpta. Calvin.

fallend gewesen, wenn Harms, bei der Frage, ob man Dogma oder Moral predigen solle, sich auf das Urtheil des Volkes beruft *). „Die wir uns aber auf unserem Gebiete, das wir so nennen, zu halten haben, wir fragen bloß: wie ist das aufgenommen vom Volk? und, was wird jetzt lieber gehört, Glaubenslehre, oder Pflichtenlehre? ... Man mag beide nicht, den Glauben nicht, und die Liebe nicht; doch wenn wir den Glauben predigen, so bekommen oder so behalten wir Zuhörer eher, als wenn wir die Liebe, die Moral predigen. ... Zwar hat Jemand mich aufgefordert, in den ersten Jahren meines Hierseyns: Predigen Sie Moral, Moral, so müssen wir die Kirche größer bauen; ich zweifle aber keinen Augenblick, wenn ich es gethan hätte, und im Sinne dieses Mannes, so würde ich jetzt viel weniger Zuhörer haben, als ich habe." Der verehrte Verfasser weiß sehr wohl, daß man seine Pflicht thun, und den Glauben predigen müßte, selbst auf die Gefahr, alle Zuhörer zu verscheuchen. Er sagt auch bald darauf: „Uebrigens vertraue ich ihnen, daß sie andere Gründe haben den Glauben zu predigen, als den Zulauf, den Beifall, welches auch bloß dienen soll zu

*) Der Prediger, S. 85.

einem desto freudigeren Aufthun ihres Mundes." Da es also andere und bessere Gründe gibt, so hätte es sich auch wohl geziemt, diese allein hervorzuheben, anstatt die jungen Geistlichen auf das Urtheil des Volks und den Beifall des Publicums hinzuweisen.

Auch die Begeisterung, die man während des Ausarbeitens der Predigt, und die Zufriedenheit die man fühlt, nachdem man sie gehalten, beweisen wohl nichts mit Sicherheit für den Werth der Predigt; sie können wenigstens fehlen, ohne daß sie deshalb schlechter sey. Die erste verlangt Harms, wenn er *) „ein Kommen der Gedanken fordert, da sie mehr gefunden als gesucht erscheinen, unter der Freude, daß sie nicht ausbleiben, und einer Freude um meiner Zuhörer willen, um meinetwillen nicht, daß die werden davon erbaut werden." Die eigene Zufriedenheit scheint Tholuck zu verlangen, wenn er sagt **): „Der Prediger, wenn er von der Kanzel herunter kommt, muß Mutterfreuden fühlen, Freuden der Mutter, die unter Gottes Segen ein Kind geboren hat." Wir wünschen allen Denjenigen Glück, denen ohne Beimischung menschlicher Eitelkeit solche Erfahrungen zu

*) Mit Zungen reden. Studien und Kritiken. 1833. Drittes Heft. S. 821.

**) Vorrede zum zweiten Theil seiner Predigten, S. XVII.

Theil werden; aber wir müssen es zur Steuer der Wahrheit und zum Trost vieler achtungswerthen Geistlichen behaupten, daß auch ohne solche Empfindungen vor und nach dem Halten der Predigt, ja daß bei entgegengesetzten Zuständen, die Predigt denselben Werth haben kann. Wie nämlich das Gebet, das sich ohne Freudigkeit aus einem trockenen Herzen loswindet, oft gerade das beste und wirksamste ist, so kann auch die Predigt gut seyn, bei welcher man durch keine Begeisterung getragen, nur durch festen Entschluß und anhaltendes, obwohl freudenloses Beten, die sich häufenden Schwierigkeiten überwunden hat. Nach einer solchen Predigt, wird man freilich nicht mit der Freude einer Mutter, die ein Kind geboren hat, sondern man wird mit dem schmerzlichen Gefühl, einem großen Berufe nur unzureichende Kräfte widmen zu können, die Kanzel verlassen. Aber man wird auch, um die eigene Unzufriedenheit zu bekämpfen, und um sich über ungünstige Urtheile zu trösten, die Worte des Herrn auf sich anwenden dürfen *): Was bekümmert ihr ihn? Er hat gethan, was er konnte.

Nicht einmal den die Vorträge eines Geistlichen be-

*) Marci 14, 6. 8.

begleitenden oder nicht begleitenden Segen würde ich als ein sicheres Zeugniß für oder gegen sie ansehen. Wenn man freilich einen Segen meint, der früher oder später erfolgt, der oft nicht wahrgenommen, sondern geglaubt wird, so wird dieser bei einem treuen geistlichen Wirken, einem aufrichtigen Streben nach dem Wohlgefallen Gottes, zu hoffen seyn; aber er wird nicht nothwendig bei einer jeden einzelnen guten Predigt sichtbar hervortreten müssen. Wollte man aber schon die durch einen Redner hervorgerufene Rührung und Begeisterung für einen Segen halten, so müßte ich dies für einen großen Irrthum erklären, indem ich glaube, daß solche Erscheinungen auch ohne eigentliche tief gehende Erbauung Statt finden können. Ja man wird nicht umhin können, sich das Fehlen und Ausbleiben des Segens selbst bei einer christlichen, vortrefflichen Predigt, als einen möglichen Fall zu denken. Denn wollte man ihn nothwendig daran knüpfen, so würde man die menschliche Kraft zu sehr erheben, und die göttliche Gnade beschränken, die ihn gewähren oder versagen kann. Was ein von der Kanzel gesprochenes Wort zur Erbauung des Hörers wirkt, das wirket es nie durch die Beredsamkeit des Predigers, ja nicht einmal durch seinen Glauben; sondern allein durch den Geist Got-

tes, dem es gefällt dieses Wort mit seinem Segen zu begaben, dem es aber auch gefallen kann, durch ein minder kräftiges Wort, wenn es nur nicht gerade unchristlich ist, noch viel größere Dinge zu wirken. Müßten die gewaltigsten und höchsten Worte auch immer die gewaltigsten Wirkungen hervorbringen, so müßte sich dies an den Worten, welche die ewige Wahrheit selber gesprochen hat, nachweisen lassen. Aber Christus erklärte ausdrücklich, daß viele seiner Zuhörer von seinen Reden durchaus keinen Segen haben würden *). Dagegen ward die Predigt des Petrus am Pfingstfeste, die man doch wohl nicht höher stellen wird, als die Reden des Herrn, von einem Erfolge begleitet, wie ihn diese niemals gehabt hatten; denn es war die Stunde des Geistes und des Segens. Man darf sogar annehmen, daß das Wort eines redlichen Rationalisten zur Erweckung des Glaubens, der ihm selber fehlt, gesegnet werden könne; und das würde dadurch zu begreifen seyn, daß die Zuhörer in solchen Fällen sich täuschen, und ihren eigenen Glauben in die Worte des Mannes hineinlegen. Wenn man also, wie man soll, dahin strebt Erbauung zu bewirken, so würde man selbst bei die-

*) Matthäi 13, 13 — 15.

sem Streben, durch den vielleicht fehlenden Segen, in Verwirrung gerathen können, wenn man nicht das einzige untrügliche Merkmal festhielte: Man predige gut, wenn man nach seinen Kräften strebe, durch sein Predigen Gott zu gefallen.

Dies wäre also der subjective Maaßstab für den geistlichen Redner selbst. Die Zuhörer werden allerdings berechtigt seyn, auszusprechen, die Predigt habe sie erbaut oder nicht; aber sie würden wohl thun, auch in dem letzten Falle, sich eines ungünstigen Urtheils über den Werth der Predigt selbst zu enthalten. Den kritischen Beurtheilern möchte man anrathen, sich mit einer Charakteristik zu begnügen, und mit einer Hervorhebung solcher Stellen, welche die Richtung eines geistlichen Redners bezeichnen; niemals aber sich über seine Arbeiten ein verwerfendes Urtheil zu erlauben, denn dieses träfe sein inneres Leben selbst, und ginge weiter, als ein Mensch gegen einen andern Menschen gehen darf.

Was nun ferner das Verhalten und die Methode bei dem Hervorbringen der Predigt betrifft, so würde hier die Frage zu beantworten seyn: Soll man aufschreiben und auswendig lernen? Soll man sich mit dem ersten begnügen, das zweite aber unterlassen? Soll man sich von dem einen wie von dem andern

frei machen; nur die Gedanken vorbereiten und ordnen; wegen des Ausdrucks aber der Eingebung des Augenblickes vertrauen? Ich antworte nach meinen Grundsätzen: Es ist Pflicht eines jeden, diese verschiedenen Methoden zu versuchen, und diejenige für sich zu wählen, bei welcher er, nach gewissenhafter Selbstprüfung, hoffen darf, sein inneres Leben am vollständigsten auszusprechen. So handelt er nach dem Willen Gottes, der den Menschen verschiedene Gaben ertheilt, und ihnen dadurch auch in dem Wirken für sein Reich ein verschiedenes Verfahren vorgeschrieben hat. Es giebt Männer, denen ein langes, einsames Nachsinnen nicht förderlich, sondern hinderlich ist; die bald das Wichtigste gefunden haben, das über einen Gegenstand zu sagen ist; deren Begeisterung in der lebendigen Bewegung des Sprechens wächst, und denen gerade dann die kräftigsten Gedanken, Wendungen und Ausdrücke zuströmen. Solche Männer sind zum Extemporiren berufen; sie würden den Willen Gottes schlecht verstehn, wenn sie nicht diese Methode befolgten; und sie wären nur zu warnen, daß sie, im Vertrauen auf ihre Gaben, sich nicht auch der Vorbereitung der Gedanken, die auch ihnen unerläßlich seyn möchte, überhoben glaubten. Es giebt andere Menschen, bei denen das innere Le-

ben viel langsamer fließt. Bei dem ersten Blick auf einen Gegenstand sehen sie wenig oder nichts; er enthüllt ihnen nur dann seinen Reichthum, wenn sie ihn lange und unverwandt betrachten. Die Begeisterung ergreift sie nicht plötzlich; sie haftet an den Gedanken, und sie müssen sich wie in diese, so in jene, allmählig hineinarbeiten. Das Wort, die Wendung, die ihnen zuerst einfallen, sind niemals die passendsten; nur bei längerem Nachsinnen gelingt es ihnen, den angemessenen Ausdruck zu finden. Es fällt in die Augen, daß solchen Menschen, wenn sie Prediger sind, von Gott selbst die Pflicht auferlegt ist, nicht nur die Gedanken vorzubereiten, sondern auch die Worte aufzuschreiben, ja diese Worte, wenn sie sich nicht von selbst dem Gedächtniß einprägen, förmlich auswendig zu lernen. Wenigstens würden sie hierin so viel thun müssen, als sie nach den Verhältnissen, worein Gott sie versetzt hat, zu leisten vermögen. Eine solche Arbeit ist schwer, und es wäre zu wünschen, daß durch eine frühzeitige Uebung im extemporirten Reden, wofür man aber in unsern deutschen Bildungsanstalten zu wenig thut, der Unterschied zwischen diesen beiden Arten von Menschen einigermaßen ausgeglichen würde. Es kann auch zugegeben werden, daß das Anhören einer ganz oder zum

Theil, mit der unverkennbaren Gabe dazu, extemporirten Rede für den Hörer erfreulicher und erregender ist; wenn man aber nur an solche Reden den göttlichen Segen knüpfen, und ihn den ausgearbeiteten und memorirten absprechen wollte, so würde man mehr behaupten, als ein Mensch zu wissen im Stande ist. Keiner hat so geschickt wie Fenelon *) die Vorzüge eines freien Sprechens auseinandergesetzt. Wenn er aber jenes andere, mühsamere Verfahren gänzlich verwirft, so hat dies wohl seinen Grund darin, daß der theure und treffliche Mann hier nicht genug aus sich selber herausgegangen ist, um sich in andere verschieden begabte Naturen hineinzudenken. Denn ihm war es freilich gegeben, ohne Vorbereitung und Mühe auf das Anmuthigste zu reden; aber warum soll denn gerade Jeder einen solchen Vorzug besitzen? Auch dem Demosthenes hat er gefehlt.

Bei einem tieferen Eindringen in die Beschaffenheit des Glaubenslebens, welches sich in der Predigt darstellen soll, werden sich nun über die Form derselben folgende Resultate ergeben: Das Glaubensleben ist in einem Jeden, der es wirklich lebt, und der sich

*) Fenelon's Dialogen über die Beredsamkeit, übersetzt von Schlüter, S. 86 folg.

nicht mit der Nachahmung eines fremden Typus begnügt, ein ganz eigenthümliches, das mit dem eines andern Aehnlichkeit haben, aber nie ganz damit zusammenfallen kann. Diesen seinen eigenthümlichen Stempel wird es allem was aus demselben hervorgeht, der gewöhnlichen Rede, dem Verhalten, den Handlungen, und also auch der Predigt aufdrücken können und müssen. Erwägt man dies, so muß es allerdings befremden, daß die Predigt unter uns nur an eine wenig variirte Form gebunden erscheint. Ein angehender geistlicher Redner wird zwar wohlthun, unter den bestehenden Formen die ihm am meisten zusagende sich anzueignen; aber es läßt sich erwarten, wenn sein inneres Leben sich einigermaßen kräftig entwickelt, daß es bald diese erste Form durchbrechen, und daß es für jede neue Stufe, die es erreicht, auch eine neue Form der Rede sich schaffen werde. Durch hergebrachte Regeln, die oft nur beschränkte und beschränkende Vorurtheile sind, sollte hier Niemand sich zurückhalten lassen; denn es giebt keine im Voraus aufzustellende Norm, in welche jede Predigt hineinpassen müßte; sondern eine jede führt ihren eigenen Maaßstab zur Beurtheilung mit sich. Daher ist es eine erfreuliche Erscheinung der neuesten Zeit, daß ausgezeichnete Kanzelredner sich ihre eige-

nen Wege bahnen; und daß bewährte Männer, wie Tholuck und Harms in den angeführten Schriften, Anweisungen ertheilen, die nach ihrem allgemeinen Sinne die Aufforderung zu enthalten scheinen, die Persönlichkeit in der Predigt freier walten zu lassen. Man wird also das Neue in der Predigtform gern anerkennen müssen, so fern es nämlich wirklich aus dem inneren Glaubensleben entsprungen, nicht aus einer ungeregelten Einbildungskraft hervorgesprudelt, oder um Aufsehn zu erregen, willkürlich ersonnen ist. Nur wird man immer bevorworten dürfen, daß das Frühere daneben nicht veraltet ist, und daß es stehn bleiben kann, als eine Form, in welche fromme Gemüther ihre Gedanken hineingebildet haben, und welche für verwandte Geister, und auf ähnlichen Stufen, dieselben Dienste leisten kann.

Nach diesen Grundsätzen würde, wie ich glaube, ein billiges Urtheil über die unter uns am häufigsten vorkommende Predigtform gefällt werden können. Es ist dies diejenige, wo man das aus dem Texte geschöpfte Thema in zwei, drei, auch wohl vier Theile theilt, und diese nach einander entwickelt. Es ist nicht zu verkennen, wie es mir scheint, daß diese Art, die Predigt zu construiren, ihre großen Vorzüge hat,

indem sie eine gründliche, umfassende Bearbeitung des Gegenstandes, eine lichtvolle Anordnung der Gedanken nicht nur begünstigt, sondern gebieterisch fordert, und dem Geiste des Zuhörers, der bei einer längeren Rede oft abschweift oder ermüdet, einen Faden darbietet, woran er sich zurecht finden kann. Sie hat aber auch freilich ihre Nachtheile. Indem man einen Gedanken durch Thema, Theile und Unterabtheilungen hindurchführt, kann er leicht etwas von der Kraft und Frische einbüßen, womit er zuerst vor den Sinn trat. Um die zwei oder drei Theile symmetrisch zu gestalten, wird wohl bei dem einen etwas Bedeutendes ausgelassen, bei dem andern etwas Unbedeutendes hinzugefügt. Mehrere Male, nämlich in einem jeden Theile, fängt man von Vorn an, indem man immer mit dem Begriffe anhebt, und mit der Anwendung auf das Leben schließt; eine Einförmigkeit, welche den Redner und die Zuhörer ermüden kann. Auch unter den französischen Kanzelrednern aus der glänzendsten Epoche, findet sich diese Form; z. B. bei Massillon und Bourdaloue, und zwar in noch größerer Strenge, als bei uns, indem sie selbst die Theile wieder eintheilen, und diese Unterabtheilungen ankündigen. Schon dazumal erklärte sich Fenelon dagegen,

und er wünscht diese Form gänzlich durch eine andere, die er vorschlägt, verdrängt zu sehn *). Neuerlich hat auch Sickel manches nicht ohne Grund dagegen erinnert **). Ich kann sie nach meinen Grundsätzen keinesweges verwerfen, indem ich glaube, daß sie Manchem zur nachdruckvollsten Ausbildung seiner Gedanken gute Dienste geleistet hat, und noch leisten wird. Daher möchte ich allen jungen Geistlichen rathen, sich darin zu versuchen, sie mit der größten Strenge durchzuführen, aber freilich auch sie aufzugeben, sobald ein nicht mehr auszugleichender Widerspruch zwischen dieser Darstellungsweise und dem Gang ihrer Ideen und Gefühle sich kund gethan hat. Alsdann möchte unter anderen denkbaren Formen auch vielleicht die folgende sich darbieten und empfehlen. Indem man auf eine eigentliche Eintheilung Verzicht leistet, giebt man nur im Allgemeinen die Absicht an, dem Zuhörer die aus dem Texte geschöpfte Lehre an das Herz zu legen. Diese Lehre entwickelt man sogleich vollständig, ohne sie in mehrere Theile zu zerschneiden, aber in möglichster Kürze, so daß diese Entwickelung nicht einen Haupttheil der Predigt bilden

*) Dialogen über die Beredsamkeit, S. 96 — 101.

**) Grundriß der christlichen Halieutik, S. 71 folg.

könnte. Ist dergestalt die Idee an sich zur Anschauung gebracht, so läßt man sie ins Leben übergehn, und hält sie zusammen mit den Erscheinungen, die ihr widersprechen, oder die ihr gemäß sind, und aus ihr entspringen. Man behandelt hier die ganze Predigt, wie man jeden einzelnen Theil zu behandeln pflegt; sie ist, so zu sagen, nur Ein Theil, sie ist ganz aus einem Stück, indem das Abbrechen und Zurückgehn auf die Begriffe, womit die einzelnen Theile anfangen, hier nicht Statt findet. Man hat, da die Idee in keine so bestimmte Schranken eingezwängt ist, eine größere Freiheit in den Wendungen, und wird durch keine Rücksichten auf Symmetrie verhindert, die Gedanken, welche die wichtigsten sind, auch am meisten auszuführen, und einen jeden dahin zu stellen, wo er am kräftigsten erscheint. Es wäre jedoch wohl zu bemerken, daß man hier zwar scheinbar regellos, aber deshalb nur um so geregelter einherschreiten, und nicht minder streng als sonst den Hauptgedanken festhalten, und die Vorstellungen, die ihn ins Licht setzen, auswählen müßte.

Fragt man nach der Sprache und der Ausdrucksweise, welche dem geistlichen Redner geziemt, so wird geantwortet, bald: die Bibelsprache; bald: die Büchersprache; bald: die Sprache des gemeinen Lebens;

bald: eine einfache, natürliche; bald: eine kunstgemäße, eine bilderreiche, poetische. Es könnte auch seyn, daß die Sprache irgend eines ausgezeichneten Redners besonders angepriesen würde. Ich kann, wenn gefragt wird: Welche Sprache soll der Geistliche auf der Kanzel reden? nur antworten: Seine eigene. Ein christliches Leben ist in ihm entstanden, und er nährt sich unaufhörlich durch das Wort Gottes, aus welchem viele Ausdrucks- und Vorstellungsweisen ihm geläufig werden. Dies christliche Leben bildet aber nicht einen abgesonderten Strom, sondern fließt mit seinem ganzen inneren Leben zusammen. Zu diesem gehören Phantasie, Gemüth, Charakter, Geist, mit ihren, in einem jeden verschiedenen Kräften; Lebenserfahrungen, wissenschaftliche und litterarische Bildung. Aus allen diesen Bestandtheilen entsteht das innere Gespräch seines Herzens, die Sprache, in welcher er zu sich selbst und zu Gott von den Heilswahrheiten redet; und diese ist der Grundton, aus welchem er auch von der Kanzel herab sprechen soll. Ein Jeder lasse also seine Eigenthümlichkeit walten, aber freilich ohne Ziererei, ohne mehr zur Schau zu tragen, als in ihm ist, mit dem beständigen Bestreben, nicht seine Härten und Ecken hervorzukehren, sondern diese durch Nachahmung des voll-

kommnen Vorbildes Jesu Christi abzuschleifen. Daraus würde in der Sprache der geistlichen Redner eine höchst reiche und anziehende Mannigfaltigkeit hervorgehn, die nicht durch Regeln, die Jemand für gut befunden hätte, nach seiner eigenen Individualität aufzustellen, beschränkt werden dürfte. So soll man z. B. nicht fordern, daß ein jeder kunst- und schulgerecht, aber eben so wenig, daß ein jeder einfach und kunstlos, oder wie man zu sagen pflegt, natürlich rede. Denn bei dem Einen würde in der kunst- und schulgerechten Sprache, die ihm nicht geläufig ist, das innere Leben nicht hervorbrechen können; bei dem Andern hingegen ist die Natur selbst schon künstlerisch, durch lange Kunstübung gebildet, und sollte er nicht auf diese Weise reden, so würde er seiner Natur Zwang anthun müssen. Diese Bemerkung, daß nämlich Keiner etwas als eine allgemeine Regel aufstellen soll, was nur für ihn, und für ihm verwandte Geister gelten kann, würde ich mir in Beziehung auf die Rathschläge und Anweisungen erlauben, welche Harms für die Kanzelsprache ertheilt hat *). „Die Sprache, sagt er, wird eine bilderreiche seyn." Ich glaube, dies sey nur dann lobenswerth, wenn die

*) Mit Zungen reden. Studien und Kritiken. 1833. Drittes Heft. S. 823 folg.

Anlagen des Geistes und des Gemüthes es also mit sich bringen; ist dies nicht der Fall, so thue man sich keinen Zwang an, um Bilder zu finden, denn unentbehrlich sind sie nicht. „Eckig, scharf, spitz, fährt der geistreiche Verfasser fort, wird die Sprache seyn, Spießen und Nägeln gleich, wie so die Meister in den Versammlungen schrieben. Pred. Salom. am Ende. Denn die glatten Steine liegen am Bach, da sie auch David auflas, wo sie durch langes Gerölle über einander hin sich abgeglättet haben, die ursprünglich eckigen, scharfen, spitzen.“ Eine solche Rede soll uns sehr willkommen seyn, doch die glatte wollen wir darum nicht schelten. War es doch ein glatter Stein, womit David den Goliath erschlug: so könnte auch eine Reihe wohlgeglätteter Perioden also geschleudert werden, wenn Gott seinen Beistand verleiht, daß der getroffene Unglaube erliegen muß. „Die Sprache sey, heißt es ferner bei Harms, nachläßig, incorrect, wie man es auch den Verfassern der Bibel Schuld gibt.“ Ganz richtig, das kann und das darf sie seyn, und wir haben schon im Anfang der Incorrectheit ihre unbestreitbaren Rechte vorbehalten; aber dadurch sind die der Correctheit nicht aufgehoben, und es läßt sich nicht absehen, warum Derjenige, der sich bei geringen Veranlassungen einer guten Schreibart be-

fleißiget, sich gerade bei einem so wichtigen Geschäfte, wie das Predigen, die Incorrectheit zum Gesetz machen sollte.

Es wird also wohl Denen, die sich dazu berufen fühlen, vergönnt seyn, auch auf der Kanzel correct zu sprechen, und sich um die fernere Ausbildung der rhetorischen Prosa zu bemühn, denn dieser scheint mir noch vieles an der Vollkommenheit zu mangeln, welche die philosophische, die erzählende und die beschreibende unter uns erreicht haben. Die Periode, wie ich in der vorliegenden Schrift versucht habe es darzuthun *), ist der rhetorischen Prosa nothwendig; eben so wesentlich aber ist ihr die schnelle Fortbewegung, und es wird uns schwer, beides mit einander zu vereinigen. Wir können wohl mit Schnelligkeit reden, doch ohne Perioden; oder in Perioden, doch ohne Schnelligkeit. In vielen kurzen, hinter einander gestellten Sätzen können wir leicht gedrängt und concis seyn; doch die Perioden, die wir bauen, haben eine lastende Schwere; beim Vortrage fallen sie gewöhnlich auseinander, zerbrechen gleichsam in mehrere Stücke, und können von dem Ohre nicht als ein Ganzes aufgenommen werden. Bei den vielen dumpfen Lauten in

*) Seite 197 folg.

unserer Sprache, bei den wenigen Metallklängen, bei der beschwerlichen Länge vieler Substantiva, bei den lästig nachschleppenden Hülfszeitwörtern, bei allen diesen Hindernissen, wer wird uns lehren wohlklingende Perioden zu bilden, deren jede durch eine besondere Gestaltung sich auszeichnet, und die doch leicht in einander verfließen, und alle mit Schnelligkeit hinrollen? Die Sprache ist freilich sehr reich, aber unter den Mitteln, die sie so freigebig darbietet, ist Vieles, das für solche Zwecke unbrauchbar scheint.

Diese Unvollkommenheiten der Sprache werden noch auffallender durch die herrschenden Unvollkommenheiten des Vortrags, denn diesem ist es gewöhnlich anzumerken, daß er aus dem Singen entsprungen ist, und auch daher seine meisten Regeln entlehnt. Aber Sprechen und Singen sind sehr verschiedene Productionen, und selten wird Jemand in beiden zugleich ausgezeichnet seyn. Bei dem Singen werden die Sylben, die hervortreten sollen, gezogen und getragen; bei dem Sprechen müssen sie gehoben werden. Bei dem Singen kann dieselbe Folge von Tönen wiederkehren; bei dem Sprechen muß sich der Ton mit jeder Sylbe verändern. Man fragt zuweilen: Auf welches Wort, auf welche Sylbe in einem Satze der Accent fallen müsse? Die Antwort ist: Es sollen eben alle Sylben accen-

tuirt

tuirt werden, nur freilich jede auf eine besondere Weise. Mit der Sprache würde sich auch das Sprechen vervollkommnen, und die Ausbildung in dem einen wie in dem andern würde dann keinesweges als etwas Geziertes und Gedrechseltes, sondern sie würde als etwas Leichtes, Natürliches, sich ganz von selbst Verstehendes erscheinen.

Darf ich hier eine mir vielleicht eigenthümliche Ansicht äußern, so würde ich fragen, ob nicht die Kanzel, und vornehmlich die Höhe derselben, ein Hinderniß für die Ausbildung der Sprache und des Sprechens bei den geistlichen Rednern sey? Beides, sowohl Sprache wie Sprechen, empfängt seine Lebendigkeit, seine eigenthümliche Färbung, seine schlagende und eindringende Kraft nur durch das dem Redner, wie dem Hörer stets gegenwärtige Gefühl ihrer beiderseitigen Wechselwirkung auf einander. Dieses Gefühl muß aber dem Redner entschwinden, wenn er von einer bedeutenden Höhe auf die Versammlung herabblickt; und dem Zuhörer, wenn die Stimme, die ihm das Wichtigste ans Herz legen soll, aus weiter Entfernung, undeutlich und verunstaltet zu ihm hernieder kommt. Manche Geistliche werden deshalb auch lieber vor dem Altare, wo sie fast auf derselben Fläche mit ihren Zuhörern, oder nur wenig darüber

stehn, als von der Kanzel, zu ihnen reden. Wenn die Baumeister gegen die Kanzel als eine Störung der architectonischen Verhältnisse eingenommen sind, so möchte ich zu Gunsten der Kanzelberedsamkeit ihre Abschaffung beantragen. Ist nur die Kirche nicht im Verhältniß zu ihrer Breite zu lang, welches hier das einzige Hinderniß seyn möchte, und ist nur die Fläche, auf welcher der Altar steht, mehr als gewöhnlich erhöht, so würde sich ja auch wohl vor oder neben dem Altar, ein Ort finden, auf welchem der Prediger seinen Zuhörern nahe stehend, und ihnen ins Angesicht schauend, zu ihnen reden könnte.

Berlin, den 15ten September 1836.

F. Theremin.

Inhalt.

Erstes Buch.

Seite

Erstes Kapitel. Absicht und Nutzen der anzustellenden Untersuchung. 3

Zweites Kapitel. Die Beredsamkeit ist kein Mittelding zwischen Poesie und Philosophie. 10

Drittes Kapitel. Die Beredsamkeit ist weder Poesie noch Philosophie. 14

Viertes Kapitel. Die Beredsamkeit ist eine Tugend. 20

Fünftes Kapitel. Von den Ideen. 26

Sechstes Kapitel. Von der politischen und religiösen Gestalt der praktischen Ideen. 31

Siebentes Kapitel. Von den Gattungen. . . . 37

Achtes Kapitel. Daß Tugend auch Klugheit sey. . 43

Neuntes Kapitel. Von den untergeordneten Ideen oder Kategorieen. 50

Zehntes Kapitel. Von der Wahrheit. 52

Elftes Kapitel. Von der rhetorischen Begründung der Wahrheit. 55

Zwölftes Kapitel. Von der Möglichkeit und der Wirklichkeit. 68

Dreizehntes Kapitel. Von dem Entwurf und der Eintheilung der Rede. 72

Vierzehntes Kapitel. Erste Grundzüge zur Skizze des Redners. 89

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MUENCHEN

Zweites Buch.

Seite

Erstes Kapitel. Von dem Affekt und der Leidenschaft. 99

Zweites Kapitel. Daß es Pflicht des Redners sey, mit Affekt zu sprechen, und Affekt zu erregen. . . 109

Drittes Kapitel. Von den verschiedenen Arten der Affekte. 117

Anhang. Vom Scherz. 126

Viertes Kapitel. Wie der Affekt erregt werde; oder von der rhetorischen Darstellung. 130

Fünftes Kapitel. Von der Angemessenheit. . . . 136

Anhang. Vom Geschmack. 165

Sechstes Kapitel. Von dem stätigen Fortschreiten. 168

Siebentes Kapitel. Von der Lebendigkeit. . . . 185

Achtes Kapitel. Von der Prosa. 196

Neuntes Kapitel. Schluß. 205

BAYERISCHE STAATS BIBLIOTHEK MUENCHEN

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Seinem

verehrten Vater

David Ludwig Theremin

Prediger zu Gramzow in der Ukermark

gewidmet

vom Verfasser.

Zweites Buch.

Seite

[illegible] Kapitel. Von dem Affekt und der Leidenschaft. 99

[illegible] Kapitel. Daß es Pflicht des Redners sey, [illegible] zu erregen. 109

[illegible] Kapitel. [illegible] Arten der [illegible] 117

[illegible] 126

[illegible] Kapitel. [illegible] oder [illegible] 130

[illegible] 165

[illegible] 168

[illegible] Kapitel. [illegible] 185

[illegible] Kapitel. [illegible] 196

[illegible] Kapitel. [illegible] 205

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Du weißt, mein theurer Vater, wie die Gedanken, welche diese kleine Schrift enthält (der ich zum Zeichen meiner kindlichen Verehrung Deinen Namen vorsetze), in mir entstanden sind. Als ich anfing zu predigen, fühlte ich das Bedürfniß fester, in sich zusammenhängender, allgemein anwendbarer Grundsätze, um mich bei diesem Geschäft zu leiten; doch es gelang mir nicht solche sogleich vorzufinden. Ich sah mich also genöthigt, sie mir selbst zu schaffen; und meiner Ungewißheit, meinem blinden Umhertappen ward nur durch die Ueberzeugung ein Ende gemacht: die Beredsamkeit müsse ihren höchsten Principien nach, von Kunst und Philosophie gänzlich getrennt

und als eine rein sittliche Thätigkeit betrachtet werden.

Es war keine neue Entdeckung; wie hätte ich einem Gedanken trauen können, der mir zuerst unter Allen, die über die Beredsamkeit gedacht und geschrieben haben, eingefallen wäre? Vielmehr habe ich an verschiedenen Stellen gleichlautende Meinungen Anderer angeführt, und ich hätte diese Beläge aus Alten und Neueren noch vermehren können, wenn ich nicht gefürchtet hätte, mich in abschweifende Untersuchungen einzulassen. Das Neue in meiner Ansicht besteht nur darin, daß ich eine bekannte Wahrheit zum höchsten Princip erhoben, und versucht habe, daraus allein, mit Ausschließung

aller anderen Grundsätze, die Regeln der Beredsamkeit abzuleiten.

Und da ich nicht bloß die Beredsamkeit zum Gegenstand meiner Betrachtungen machte, sondern auch zugleich verbunden war, sie nach meinen Kräften auszuüben, so konnte ich das, was ich von meinen Grundsätzen ableitete, sogleich an der Ausübung prüfen, und genoß so des Vortheils, den der wechselseitige berichtigende Einfluß von Theorie und Praxis zur Vervollkommnung beider immer gewährt. Ja hätte ich auch für die Praxis keinen andern Gewinn erhalten, als eine gründlichere Einsicht in meine Mängel, so würde ich diesen Vortheil nicht gering achten, zumal da sich nach meiner

Ansicht die Beredsamkeit nicht abgesondert ausbilden läßt, sondern sich gleichmäßig mit Sittlichkeit und Religiosität entwickelt; ich also auch durch sie zu diesen höchsten menschlichen Bestrebungen immer zurückgeführt ward.

Eben diese Vortheile, und noch andere, die ich nicht mehr erlangen konnte, hoffe ich nun durch Mittheilung meiner Grundsätze besonders Denjenigen zuzuwenden, die sich aus wahrer Neigung der geistlichen Beredsamkeit widmen. Wer sich, zur Zeit der Entwickelung seiner Seelenkräfte, meine Ueberzeugung aneignet, und sich danach selbstthätig bildet, der muß (anders kann ich es mir nicht denken), wo nicht ein glänzender, doch ein höchst nützlicher und

erbaulicher Redner werden. Ja was noch mehr ist, seine Neigung zur Beredsamkeit wird ihn zur Prüfung seines Charakters, zur Erwerbung sittlicher Weisheit und Festigkeit auffordern; und dies zu einer Epoche, wo man gewöhnlich der Wissenschaft und Kunst zuviel einräumt, und wo also eine solche Mahnung höchst heilsam seyn dürfte. Er wird (und diese Hoffnung ist mir besonders theuer) sich bewogen fühlen, das positive Christenthum, das ich als eine nothwendige Basis der geistlichen Beredsamkeit dargestellt habe, seinem Gemüthe näher zu bringen, da er sich sonst vielleicht begnügt haben würde, darüber zu spekuliren oder zu phantasiren.

Es ist gewiß immer, selbst wenn man die Wahrheit für sich hat, ein höchst trauriges Schicksal, wenn unsere Meinungen mit den allgemein herrschenden, einen gar zu schneidenden Kontrast bilden. Dies hätte ich vielleicht sonst befürchten müssen; doch die Richtung, welche der Zeitgeist jetzt genommen hat, läßt diese Besorgniß gänzlich verschwinden. In jener Periode, wo sich die Deutschen für die ihnen untersagte Thätigkeit durch ein gänzliches Versinken in Wissenschaft und Kunst zu entschädigen meinten, wäre der Versuch, die Beredsamkeit diesem Gebiete zu entziehen, und als eine Tugend darzustellen, vielleicht nicht gebilligt worden. Doch jetzt, wo sich die Deutschen in Masse

zu einer tugendlichen, sieggekrönten Thätigkeit erhoben, wo sich ihre wissenschaftlichen und kunstliebenden Bestrebungen in dem Brennpunkt ihres Heldenmuthes vereinigt haben, wird es Niemand befremden, wenn ich auch in der Beredsamkeit nur ein sittliches Handeln sehe, welches alle dazu mitwirkenden Kräfte beherrscht. Sonst, wo die Religion nur Wenigen, und auch diesen kaum in ihrer ganzen Kraft und Festigkeit bekannt war, möchte meine Behauptung, daß die Wirkung der geistlichen Beredsamkeit von ihrem Anschließen an das positive Christenthum abhange, sehr bezweifelt worden seyn. Jetzt, dünkt mich, muß diese Wahrheit einem Jeden einleuchten, der in der wieder

rege gewordenen Religiosität die Retterin seines Vaterlandes erkennt, und sich durch eine so herrliche Erfahrung überzeugt hat, daß sie Alles in Allem ist.

Die geistliche Beredsamkeit, die in der jüngst verflossenen Periode wenig Aufmerksamkeit erregte, ist durch die Wirkung der Umstände, und durch die Bemühungen vieler höchst verdienstvoller deutscher Redner aus ihrer Dunkelheit hervorgegangen, und hat den ihr gebührenden Einfluß wieder erhalten. Bei dieser jetzt herrschenden Stimmung dürfte ich mir vielleicht mit der Hoffnung schmeicheln, daß diese Schrift auch von Solchen gelesen würde, die sich zwar nicht der Beredsamkeit gewidmet

haben, aber doch gern über die Mittel nachdenken, durch welche es einem Redner, der ihren Beifall hat, gelungen ist, sie zu erbauen, und für alles Gute zu erwärmen. Sollte diese Hoffnung erfüllt werden, sollten die hier aufgestellten Ansichten in die öffentliche Meinung übergehn, so würde ich davon bedeutende Vortheile erwarten: nämlich, größere Achtung für Männer, denen man oft nur ein glänzendes Talent zuschreibt, und in denen man nun auch, was man sonst weniger beachtete, einen edlen Charakter anerkennen würde; und eine höchst heilsame Wirkung des Publikums auf die Geistlichen selbst, welche diesen Grundsätzen noch treuer seyn würden, wenn sie

überzeugt wären, daß man sie danach beurtheilt.

So hätte ich denn, mein theurer Vater, alle die Wünsche, Hoffnungen und Erwartungen, womit ich diese Schrift dem Publikum übergebe, vor Dir ausgeschüttet. Steht ihrer Erfüllung kein anderes Hinderniß im Wege, als die, ich erkenne es, höchst mangelhafte Darstellung meiner Gedanken, so wünsche mit mir, daß sich bald ein Anderer finden möge, der sie mit mehr Gelehrsamkeit, Gründlichkeit und Gewandheit entwickele.

Berlin, den 20sten April 1814.

Franz Theremin.

Erstes Buch.

Erstes Buch.

Erstes Kapitel.

Absicht und Nutzen der anzustellenden Untersuchung.

Es hat mich oftmals befremdet, daß, während in neueren Zeiten die Theorie der Künste und namentlich der Poesie, zu einem so hohen Grad von Klarheit und Vollständigkeit gediehen ist, die Rhetorik noch immer aus unzusammenhängenden Grundsätzen besteht, und weder die Ausübung der Beredsamkeit durch sichere Regeln zu leiten, noch über die Natur und Beschaffenheit ihres Gegenstandes, über die Beredsamkeit selbst, befriedigende Auskunft zu geben weiß. Daher hat es mir nicht überflüssig geschienen zu versuchen, ob nicht die Gabe der Beredsamkeit als eine der Grundkräfte des Menschen dargestellt, und ihre Gesetze von einer der höheren philosophischen Wissenschaften abgeleitet werden könnten, so daß aus ihrer Theorie, wie aus

ihrer Ausübung, alles Schwankende und Unsichere verschwände.

Zwar muß ich befürchten, daß ein solches Unternehmen Manchen unnütz erscheine, und daß man mir sage: Was ist überhaupt mit Theorieen gewonnen? Hat in der neueren Zeit alles Philosophiren über Kunst eine schönere Blüthe der Poesie herbeigeführt? Hat nicht die Beredsamkeit ihre höchste Vollkommenheit bei den Alten erreicht, obgleich vermuthlich bei ihnen, wie bei uns, ihr höchstes Princip entweder unbekannt geblieben ist, oder doch den Rednern niemals deutlich vorgeschwebt hat? Nur durch Regeln, die aus der Erfahrung geschöpft waren, und die Ausbildung der Rede im Einzelnen betrafen, nur durch rastlose Uebung, die von der frühesten Jugend anfing und nie aufhörte, nicht durch allgemeine Theorieen haben sich Demosthenes und Cicero gebildet; nur durch eine ähnliche Schule, nicht durch Lehrbücher, kann die unter uns so sehr gesunkene Beredsamkeit gehoben werden, wenn sie anders zu heben ist.

Diese Einwendungen würden vollkommen gegründet seyn, wenn die Beredsamkeit nicht seit Entstehung der christlichen Kirche in einer Gestalt erschienen wäre, die den Alten gänzlich unbekannt war, und auf welche wir eine besondere Rücksicht nehmen müssen. Die po-

litischen und bürgerlichen Verhältnisse, unter welchen sie einzig und allein bei den Alten hervortrat, waren schon allein hinreichend, sie vor Abwegen zu sichern und genauere Theorieen entbehrlich zu machen. Wer vor Gericht oder in Volksversammlungen über eine Angelegenheit sprach, die nach geendigter Rede sogleich entschieden wurde, dem war der Ausgang die sicherste Probe, ob er gut gesprochen oder nicht; wo das höchste persönliche Interesse auf dem Spiele stand, da war es sehr natürlich, daß man alle Kräfte zum Gelingen aufbot, und daß man Fehler kennen und vermeiden lernte, die den Verlust von Vermögen, Einfluß, Leben und Freiheit nach sich ziehen konnten. Der geistliche Redner hingegen steht zu seinen Zuhörern in einem Verhältniß und behandelt einen Gegenstand, die es nie zu einer so nachdrücklichen Probe kommen lassen. Ob er belehrt, erbaut, gebessert, oder bloß oberflächlich gefallen und gerührt habe, davon kann ihn der Erfolg seiner Predigten selten überzeugen, da dieser ja seiner Natur nach im Gemüthe verborgen bleibt, und fast niemals sichtbar in die Augen springt. Da er also nicht wie der Redner vor Gericht und in Volksversammlungen, von einer dringenden Gefahr nach dem vorgesteckten Ziele hingetrieben wird; da er nicht in so enge Schranken eingeschlossen ist, die ihm jede

Abweichung zur Rechten und zur Linken fast unmöglich machen, so läuft er ohne feste Ansicht und Principien die allergrößte Gefahr sich zu verirren; er muß von allem, was er thut, sich die genaueste Rechenschaft zu geben wissen, und die tiefere Einsicht in die Grundsätze der Beredsamkeit, die der alte Redner nicht brauchte, ist ihm unentbehrlich.

Auch sind viele der Meinung, daß die Beredsamkeit, die in Griechenland und Rom einen so hohen Grad der Vollkommenheit erreicht hat, mit dem Untergang antiker Freiheit von der Erde verschwunden, und nie wieder auf derselben heimisch geworden sey. Dieser Meinung nach ist sie also weniger als die Poesie ein ursprünglicher Trieb im Menschen; sie ist ein Erzeugniß der Umstände, von denen sie nicht nur mehr oder weniger begünstigt, sondern hervorgebracht und unterdrückt wird; die republicanischen Verfassungen des Alterthums waren zu ihrer Entwickelung nothwendig; und jetzt, wo Leben, Geist und Regierungsform so gänzlich verschieden sind, ist das, was man Beredsamkeit nennt, entweder dieses Namens gänzlich unwerth, oder nur ein Schattenbild jener alten gewaltigen Kraft *). Ob diese Meinung gegründet sey

*) Magna ista et notabilis eloquentia . . . . quae in bene

oder nicht, das kann sich einzig und allein aus einer solchen Untersuchung, wie wir sie hier anzustellen Willens sind, ergeben. Gelingt es nicht zu zeigen, daß die Beredsamkeit eine der Grundkräfte im Menschen sey, so bleibt jene Meinung unangefochten stehn, und wer sich in neueren Zeiten für einen Redner hält, mag nur seine Ansprüche aufgeben. Gelingt es aber, und wird in der That eine einzige ursprüngliche Kraft aufgezeigt, deren Entwickelung nach einer gewissen Richtung, nothwendig Beredsamkeit hervorbringt, so ist sie auch nicht mehr die ephemere Blüthe eines einzigen Zeitalters; und obwohl sie sich verbergen und zuweilen unter anderen Namen auftreten mag, lebt sie doch in der neueren Zeit ein eben so wahres, kräftiges Leben als in der alten.

Endlich giebt es Männer, und zwar durch Gelehrsamkeit und Wissenschaft sehr ausgezeichnete Männer, welche die Beredsamkeit tief herabsetzen und durchaus nichts mit ihr zu schaffen haben mögen. Denn, das liege am Tage, meinen sie, daß sie darauf ausgehe, die Affekte zu erregen, welches immer unnütz, zuweilen auch schädlich sey; ja gewöhnlich treibe sie ihre

---

constitutis civitatibus non oritur. De caus. corr. eloq. C. 40.

Ansprüche noch weiter, und es sey bei den besten Rednern deutlich hervorspringende und von ihnen selbst eingestandene Absicht, sich der Gemüther zu bemeistern, den Willen zu beherrschen, und ihn hinzulenken, wohin sie wollen. Dieses schon allein, auf welche Art es ausgeführt werde, sey dem Verhältnisse, worin der Mensch zu seinen Mitmenschen stehe, durchaus nicht angemessen, also, streng genommen, etwas Unsittliches; und dies werde es noch mehr dadurch, daß von den Rednern anstatt ehrlicher Waffen, gewöhnlich hinterlistige und bethörende Kunstgriffe gebraucht würden. An den Verstand allein müsse man sich wenden, meinen sie, und ihm durch stringente Beweise genug thun; alle Erregung der Affekte, und Lenkung des Willens würde besser unterlassen. Diese Gegner sind, wie gesagt, sehr bedeutend; an ihrer Spitze stehn gewichtige Namen, Aristoteles *) unter den Alten, Kant **) unter den Neueren; ihre Einwürfe haben den allergrößten Schein der Wahrheit, und sind noch von keinem der modernen Gönner der Beredsamkeit, die sich ein viel zu leichtes Spiel damit machen, auf

*) Ἀλλ' ὅλης οὔσης πρὸς δόξαν τῆς πραγματείας τῆς περὶ τὴν ῥητορικὴν, οὐχ ὡς ὀρθῶς ἔχοντος, ἀλλ' ὡς ἀναγκαίου τὴν ἐπιμέλειαν ποιητέον. Rhetor. Lib. III. C. 1.

**) Ich muß gestehen, daß ein schönes Gedicht mir immer

eine befriedigende Weise beantwortet. Aber auch diese Frage, ob nämlich in dem Bestreben, sich der Gemüther zu bemächtigen, etwas Unsittliches liege, kann nur durch eine solche Untersuchung, wie die, welche wir vorhaben, entschieden werden. Denn sollte es sich wirklich als eine Unmöglichkeit ausweisen, alle und jede Regeln der Beredsamkeit von Einem und demselben Princip abzuleiten; sollte ihre Theorie wirklich nur aus einigen Erfahrungssätzen und Wahrnehmungen bestehen, die unter keine Einheit zusammengefaßt werden könnten: so wäre dies allerdings eine sehr starke Präsumtion wider sie; die Unmöglichkeit, ihre

---

ein reines Vergnügen gemacht hat, anstatt daß die Lesung der besten Rede eines römischen Volks- oder jetzigen Parlaments- oder Kanzelredners, jederzeit mit dem unangenehmen Gefühle der Mißbilligung einer hinterlistigen Kunst vermengt war, die die Menschen als Maschinen in wichtigen Dingen zu einem Urtheile zu bewegen versteht, welches im ruhigen Nachdenken alles Gewicht bei ihnen verlieren muß. — Rednerkunst ist, als Kunst sich der Schwächen der Menschen zu seinen Absichten zu bedienen, (diese mögen immer so gut gemeint, oder auch wirklich gut seyn, als sie immer wollen) gar keiner Achtung werth. Crit. d. Urth. S. 215.

Auch in dem Dial. de Caus. corr. eloq. C. 40 heißt es von der Beredsamkeit, sie sey alumna licentiae, quam stulti libertatem vocabant, comes seditionum, effrenati populi incitamentum, sine obsequio, sine servitute, contumax, temeraria, adrogans.

Principien philosophisch zu gestalten, würde sie tief herabsetzen, und sie mit anderen zweideutigen Fertigkeiten, wo eben dieses der Fall ist, mit Lebensweisheit, Weltklugheit, Schmeichelei, oder nach Platon *), mit der Kochkunst, in eine Klasse werfen. Gelingt es aber, ihr ein allumfassendes Princip zum Grunde zu legen, nun so wird sich ja zeigen, ob dies ein gutes oder ein schlechtes sey; wiewohl sie durch die bloße philosophische Form ihrer Theorie schon gegen alle Anklagen der Unsittlichkeit gerechtfertigt seyn würde, indem dasjenige, was von einer Grundkraft im Menschen abhängt, unmöglich seiner sittlichen Anlage widersprechen kann.

Zweites Kapitel.

Die Beredsamkeit ist kein Mittelding zwischen Poesie und Philosophie.

Drei verschiedene Merkmale der Beredsamkeit fallen sogleich bei der ersten Betrachtung in die Augen. Erstlich ist es nicht zu verkennen, daß sie das Wahre von dem Falschen zu sondern und den Verstand durch

*) Platonis Gorgias ed. Heindorf, p. 53.

Beweise zu befriedigen sucht. Die kraftvollen Enthymemen des Demosthenes, die Behauptung des Aristoteles, die Beredsamkeit sey der Dialektik verwandt, und Cicero's Versicherung, nicht in den Schulen der Rhetoren, sondern in den Gängen der Akademie habe er sich zum Redner gebildet *), sprechen laut genug für die Verwandtschaft der Beredsamkeit mit der Philosophie. Zweitens nähert sie sich auch der Poesie durch die Lebendigkeit ihrer Darstellung, und durch den Gebrauch von Wendungen und Figuren, die den poetischen ähnlich sind. Drittens, unterscheidet sie sich aber sowohl von Philosophie als von Poesie, durch den äußeren Zweck, wonach sie strebt, durch die Herrschaft über die Gemüther, die sie nicht bloß ruhig erwartet, sondern kämpfend erobert, und durch die unzähligen Rücksichten, die bei einem solchen Bestreben beobachtet werden müssen, und die der Philosophie, wie der Poesie gänzlich fremd sind.

Es finden sich also in der Beredsamkeit dreierlei charakteristische Merkmale: Eine Verwandtschaft mit der Philosophie, eine Verwandtschaft mit der Poesie, und ein Streben nach einem äußeren Zweck. Um ein

*) Fateor me oratorem, non ex rhetorum officinis, sed ex academiae spatiis extitisse. Orator. c. 3.

höchstes Princip der Beredsamkeit zu finden, muß Eine von diesen drei Seiten zur vorherrschenden gemacht werden; denn neben einander in gleicher Würde können sie nicht bestehen. Wollte man behaupten, das Schöne und das Wahre, die in der Poesie und Philosophie herrschen, erschienen in der Beredsamkeit adhärirend und zu äußeren Zwecken dienend, so würde dadurch die Schwierigkeit noch nicht gehoben; denn es fragte sich immer noch: Welches ist das Gesetz, nach welchem das Wahre und Schöne zur Erreichung äußerer Zwecke gebraucht werden können? So lange dies nicht angegeben ist, hat auch die Beredsamkeit nicht ihr höchstes Princip gefunden.

Bleibt man auf diesem Standpunkte stehen, wo die Beredsamkeit als ein Schwanken zwischen Philosophie, Poesie und Weltklugheit erscheint, so kann also die nach dieser Ansicht entworfene Theorie dem Philosophen nicht genügen; eben so wenig wird sie aber auch für den Lehrling der Redekunst ein sicherer Leitfaden seyn.

Zuerst sagt man ihm, mußt Du Dir einen Gegenstand wählen und mußt suchen ihn gründlich zu behandeln. Das thut er getreulich, und so entsteht ihm unvermerkt unter den Händen eine philosophische Abhandlung. Das taugt nichts, sagt man nun; wo

bleibt der Schwung, das Leben, der poetische Schmuck, der diesen Wahrheiten Eingang verschaffen soll? Dieser Tadel scheint ihm gerecht, er wirft sich nun in das andere Extrem, und was er hervorbringt, ist die unangenehmste aller Karikaturen: poetische Prosa. Abermals gefehlt, heißt es nun, sprichst Du doch, als ständest Du allein da, und hättest keine Zuhörer vor Dir, in deren Verhältnisse, in deren Denkungsart Du eingehen mußt! — Wer wird es hier dem Lehrling verargen, wenn er in eine Art von Verzweiflung geräth, und sich ungefähr folgendermaßen zu seinen Lehrern wendet: Um des Himmels Willen! Was verlangt Ihr von mir? Dreierlei soll ich vereinigen: philosophische Gründlichkeit, poetischen Schmuck, äußere Rücksichten? Ist diese Vereinigung denn auch möglich? und wenn sie es ist, nun so gebt mir das Höhere an, unter welchem drei so verschiedene Forderungen vereinigt werden können; zeigt mir die Regel, welche bestimmt, wieviel ich dem zu behandelnden Stoff, wieviel der Schönheit der Form, wieviel dem Zuhörer einräumen darf, damit Alles mit einander bestehe, und nicht immer nach einer Seite hin ein unglückliches Uebergewicht schwanke! Denn ich kann nun schon einmal nicht meine Arbeiten in eine alte Form gießen, ohne mich um das Warum zu bekümmern, ohne mich

zu fragen, warum das, was ich hervorbringe, gerade so, und ob es nicht vielleicht ganz anders aussehen müsse; ich will in meiner Rede, von Anfang bis zu Ende die Nothwendigkeit eines jeden Gliedes einsehen. Wohlan denn, zeigt mir den Grundsatz, der Alles andere unter sich begreife und aus dem sich alle Regeln mit Leichtigkeit ableiten lassen.

Drittes Kapitel.

Die Beredsamkeit ist weder Poesie noch Philosophie.

Wenn also eines von den dreien charakteristischen Merkmalen der Beredsamkeit zum vorherrschenden gemacht werden muß, so könnte man glauben, dies sey ihre Verwandtschaft mit der Poesie, und dasselbe Princip, welches in der Darstellung dieser letztern herrsche, müsse auch die Ausübung der Redekunst leiten. Dies würde aber voraussetzen, daß die Beredsamkeit ihr Streben nach einem äußeren Zwecke, als etwas mit der Poesie Unverträgliches, aufgäbe; was sie nicht thun kann, ohne ihrer Natur und Eigenthümlichkeit zu entsagen; oder daß die Poesie sich zu diesem Stre-

ben und zu allen Rücksichten, wozu es verbindet, bequemen wollte, welches eben so unmöglich ist.

Wenn die Poesie ihre Ideen in Gestalten kleidet, so kann sie weiter nichts verlangen als die Anerkennung, daß die Idee der Gestalt und die Gestalt der Idee vollkommen angemessen sey; ihre Absicht kann niemals seyn, die Ideen, die sie so selbstgefällig ausbildet, einem fremden Gemüthe einzupflanzen; Eins würde dem Andern schaden; bei dem doppelten Bestreben sein eigenes Gemüth darzustellen und auf andere zu wirken, würde dem Dichter keines von beiden gelingen. Auch ist wohl nichts so sehr dazu geeignet, das Gefühl des Unwillens und des Ekels hervorzubringen, als eine mit poetischem Schmuck überladene Rede; man bemitleidet den Unverständigen, der zu seinen Zwecken so unpassende Mittel wählt; man zürnt auf den Unheiligen, der die Poesie zwingen will äußeren Zwecken zu dienen. Die Beredsamkeit kann also nie als ein Theil derselben betrachtet werden.

Sollte es aber zweitens nicht möglich seyn, das Philosophische darin zum Vorherrschenden zu machen? Da in der Beredsamkeit, wie in der Philosophie, Ideen in einer gewissen Folge und in einem gewissen Zusammenhange dargestellt werden, so könnte ihre Uebereinstimmung mit der Kunst zu Philosophiren wohl so

groß seyn, daß sie mit dieser zusammenfiele, und nur einen Theil davon ausmachte. Doch es zeigt sich hier wieder eben das Hinderniß, welches die Vereinigung der Beredsamkeit mit der Poesie unmöglich machte, nämlich jenes Streben nach einem äußeren Zweck, welches der Beredsamkeit eben so wesentlich, als der Philosophie fremd ist. Die Philosophie kann kein anderes Gesetz für ihre Darstellungen anerkennen, als dasjenige, das in den Ideen selbst liegt; diese sollen mit der größten Klarheit und im größten Umfange hervortreten. Die Aufgabe der Beredsamkeit hingegen ist, ein so oder so beschaffenes Gemüth für ihre Ideen zu gewinnen. Die Gesetze der philosophischen Darstellung können also nicht die höchsten und einzigen Regeln der Beredsamkeit seyn, weil sie außer jenen, noch andere zu beobachten hat, die ihr durch den äußeren Zweck, wonach sie strebt, auferlegt werden.

Diese Wahrheit ist für die Folge unserer Untersuchung von der größten Wichtigkeit, und ich muß um so mehr darauf aufmerksam machen, da es, bei dem großen Hang der Deutschen zum Philosophiren, allerdings zu befürchten ist, daß sie bei manchen meiner Leser Widerspruch finde. Sollte nicht, könnte man mir einwenden, eben dieses tiefe und kräftige Ausbilden der Ideen, welches das Wesentliche der philoso-

phischen Darstellung ausmacht, auch das untrüglichste Mittel seyn, diesen Ideen in andern Gemüthern Eingang zu verschaffen und so auch alle Forderungen der Beredsamkeit zu erfüllen? Man mache diesen Versuch, aber man mache ihn mit Consequenz, ohne sich durch die Umstände von dem einmal gefaßten Vorsatze ableiten zu lassen. Man versinke gänzlich in die Idee; man bilde sie in ihrem ganzen Umfange aus; man verschweige auch nicht das Geringste von alle dem, was dazu dienen kann sie deutlicher darzustellen; man vergesse darüber, wie billig, den Ort wo man steht; man binde sich an keine bestimmte Zeit, sondern spreche so lange, bis der Gegenstand erschöpft ist; man kümmere sich nicht um den Zuhörer, um den Grad seiner Bildung, um seine Fähigkeiten, Eigenschaften, Vorurtheile und Neigungen, in einem Wort: man suche nur sich selbst auszusprechen; — wird ein solcher Vortrag dazu geeignet seyn ein widerstrebendes Gemüth zu gewinnen, und die Gesinnung des Redners in seine Zuhörer überzutragen? Ich sollte nicht meinen. Keiner von Allen, welche die rhetorische Darstellung auf die philosophische zurückführen, ist daher auch im Stande, diesem Grundsatz bei der Ausübung getreu zu bleiben. Unvermerkt geben sie der Zeit, dem Ort, der Gelegenheit, dem Zuhörer etwas nach; und so entsteht ein

Produkt, das weder ein philosophisches noch ein rhetorisches ist, und Niemand befriedigen kann, der gewohnt ist, es mit den Dingen strenge zu nehmen.

Diesen Versuch, der immer verunglücken muß, die Beredsamkeit mit der Kunst des Philosophirens in Verbindung zu bringen, und ihr so ein einfaches, festes Princip zu verschaffen, macht schon, wenn ich ihn recht verstehe, Aristoteles. Gleich im Anfang seines Werks stellt er den Satz auf, die Beredsamkeit sey der Dialektik verwandt, und es gewinnt das Ansehn, als solle nun von dieser Alles abgeleitet werden, und die Rhetorik auf diese Art eine wissenschaftliche Einheit bekommen. Doch schon jene erste Behauptung nöthigt ihn zu einer zweiten, wodurch das Gebiet der Beredsamkeit seltsam beschränkt wird. „Es sind, sagt er, in der Beredsamkeit, die ja von der Dialektik abhängig ist, die Ueberzeugungsgründe das einzige zur Kunst gehörige, und sie sollte sich eigentlich bloß darauf beschränken, zu zeigen, ob eine Sache geschehen sey oder nicht. Nur die Unvollkommenheit der Staatsverfassungen ist daran Schuld, daß sie die Ideen von Recht und Unrecht mit in ihr Gebiet hereingezogen hat, und daß sie sich anmaßt die Affekte zu erregen.“ Nun wäre es interessant gewesen zu sehen, was für eine Rhetorik entstanden seyn würde, wenn Aristoteles

jenen Grundsatz mit Strenge festgehalten und durchgeführt hätte; doch er läßt ihn sogleich wieder fallen, sey's daß ihm eine so beschränkte Beredsamkeit selbst nicht genügte, sey's daß er es für seine Schuldigkeit hielt, sie so zu nehmen, wie sie ihm in der Wirklichkeit gegeben war. Man erstaunet daher nicht wenig, wenn man sieht, wie er gleich darauf sich nicht mehr mit den rein dialektischen Beweisen begnügt, sondern außer diesen auch noch die Ueberredungsmittel zu Hülfe nimmt, die in den Sitten des Redners und in der Stimmung liegen, worein der Zuhörer versetzt wird. Zur Auffindung dieser letztern ist aber die Dialektik nicht mehr hinreichend; es wird Kenntniß der Tugenden und Affekte dazu erfordert, und Aristoteles sieht sich zu dem Bekenntnisse genöthigt, die Beredsamkeit sey nicht mehr der Dialektik allein, sondern auch der Wissenschaft der Sitten, welche Politik heiße, verwandt. So bekommt er einen doppelten Grundsatz, der alle wissenschaftliche Einheit aufhebt, die auch weiter in dem ganzen Werke nicht anzutreffen ist.

Viertes Kapitel.

Die Beredsamkeit ist eine Tugend.

Da also die Rhetorik keine wissenschaftliche Gestalt bekommen kann, wenn man in der Beredsamkeit ein schwankendes Mittelding zwischen Poesie und Philosophie sieht; da man sie ferner weder der Poesie, noch der Philosophie unterordnen darf; so bleibt uns nur noch ein Weg übrig, ihr höchstes Princip zu finden, wenn sie anders ein solches hat, nämlich, die dritte der an ihr bemerkten Eigenschaften, das Streben nach einem äußeren Zweck, zu betrachten und zu sehen, ob es uns auf einen festen Grundsatz führen wird.

Das poetische und philosophische Hervorbringen ist eine Art der Thätigkeit, welche man die isolirte oder in sich selbst zurückgehende nennen könnte. Denn sie bildet eine Idee aus und hat dabei keinen andern Zweck, als diese Idee und ihre Ausbildung selbst. Das also Gebildete kann freilich wie alles was existirt nach außenhin wirken; doch nie hat es der Absicht so zu wirken, sein Entstehen zu verdanken.

Es giebt eine andere Art der Thätigkeit, die immer eine äußere Veränderung beabsichtigt, sey es in den Gesinnungen oder in den Handlungen der Men-

schen, sey es in den Freundschafts- und Familien-Verhältnissen, oder in den bürgerlichen und kirchlichen. Zu dieser Art der Thätigkeit, deren Gesammtheit das gesellige Leben ausmacht, gehört nun auch die Beredsamkeit, und sie ist so sehr mit den jedesmaligen Umständen verschlungen, daß sie selbst für die Reflexion, davon nicht getrennt werden kann. Denn wenn es bei einer Tragödie des Sophocles sehr wohl möglich ist, sie als etwas zu betrachten, das für sich selbst besteht, und sie von allen bürgerlichen Verhältnissen des Dichters abgesondert zu denken, so ist ein solches Trennen bei einer Rede des Demosthenes durchaus nicht zu bewerkstelligen. Keine davon ist ein isolirtes Kunstwerk; keine kann aus dem Gewebe von Umständen, worin sie gesprochen wurde, herausgerissen werden; nur mit diesen zusammengenommen bildet sie eine Einheit, die wieder nur ein Akt, ein Punkt in der politischen Laufbahn des Redners war. Wenn die alten Redner auftraten, so war ihr Sprechen ein Handeln in der engsten und gewöhnlichsten Bedeutung des Worts; ein Handeln, das wahrlich deswegen nicht weniger diesen Namen verdiente und deswegen nicht weniger kräftig war, weil sie sich der Rede und nicht etwa der Arme, der Waffen oder anderer Werkzeuge bedienten. Ja selbst in unsern unrhetorischen Zeiten,

wenn man die Vorträge eines geistlichen Redners als eine Reihe kleiner abgesonderter, sonntäglich gelieferter Kunstwerke betrachten wollte, so würde sich gewiß ein jeder gegen eine solche Ansicht verwahren und verlangen, daß man seine Reden als einzelne Versuche auf seine Zuhörer zu wirken, als einzelne Akte seiner Amtsführung ansehen solle; wodurch sie sich dann ebenfalls in die Gesammtheit seines geselligen Wirkens verlieren würden. Da aber alles Wirken des Menschen in seinen Verhältnissen, unter der Leitung des Sittengesetzes steht oder stehen soll, so kann die Ausübung der Beredsamkeit, da sie nichts anders ist als ein solches Wirken, auch keinen andern Gesetzen unterworfen seyn als den ethischen. Sie strebt in den Gesinnungen und der Handlungsweise anderer Menschen eine Veränderung hervorzubringen; die Frage nach ihren Principien verwandelt sich also ganz natürlich in diese: welches sind die Gesetze, nach welchen ein freies Wesen auf andere freie Wesen wirken darf? und diese Frage kann nur aus der Ethik beantwortet werden.

Wir wollen versuchen sie zu beantworten. Und sollten sich aus den Gesetzen, nach welchen ein freies Wesen auf andre freie Wesen wirken darf, alle, als wahr und richtig anerkannte, aber bisher unzusammen-

hängend neben einander gestellte Regeln der Bered=samkeit ableiten lassen, so würde es keinen Zweifel leiden, daß die Rhetorik, als Theorie der Beredsam=keit ein Theil der Ethik, die Beredsamkeit selbst aber eine Fertigkeit nach ethischen Gesetzen zu wirken, d. h. eine Tugend sei.

Und dadurch wäre denn auch der Verlegenheit ein Ende gemacht, worin sich die Theoretiker befinden, wenn sie bestimmen sollen, ob die Beredsamkeit eine Kunst oder nicht, und was sie denn überhaupt eigent=lich sey. Sie mögen sie nicht für eine Kunst ausge=ben, da es in die Augen fällt, daß sie die Erreichung eines äußeren Zweckes und nicht eine freie und unin=teressirte Darstellung des Schönen beabsichtiget. Zu einem Handwerke möchte man sie aber auch nicht her=abwürdigen; man unterscheidet daher schöne und nicht schöne, ästhetische und nicht ästhetische Künste; wun=derbare und schwer zu verstehende Ausdrücke! *) In diese letztere Klasse wird nun die Beredsamkeit gewor=fen, mit der Beifügung, sie verdiene den Namen einer Kunst, in so fern wir mit jenem Ausdruck den Be=griff einer geübten und gebildeten Fähigkeit und Fer=

*) Schott, Theorie der Beredsamkeit. 1807. S. 17. Dessel=ben Begründung der Rhetorik u. Homiletik. 1815. S. 420.

tigkeit verbinden, Werke hervorzubringen, deren einzelne Theile in ihrer innigsten Verbindung zu einem und demselben Zwecke sich vereinigen. Unter diesen Begriff gehört aber auch jede mechanische Fertigkeit, und es ist daher durch eine solche Unterscheidung für die Ehre der Beredsamkeit nichts gewonnen. Sollte sich aber die von uns aufgestellte Ansicht der Beredsamkeit durchführen lassen, so würde ihr dadurch nicht nur ein sehr fester und bestimmter, sondern auch höchst ehrenvoller Platz verschafft. Sie gehörte zu dem, was im Menschen das Höchste ist, zur Tugend, und könnte nur in so fern eine Kunst genannt werden, als dieser Name der Tugend selbst gegeben werden könnte.

Indem ich aber sage, daß die Beredsamkeit eine Tugend ist, meine ich damit keinesweges, daß ein gewisser Grad ethischer Vollkommenheit, nun auch schon zur Beredsamkeit hinreichend sey, und alles übrige entbehrlich mache, das sie sich aus Kunst, Gelehrsamkeit und Wissenschaft anzueignen pflegt. Ich meine nur, daß das Anordnen und Bestimmen dessen, was die Beredsamkeit aus diesen verschiedenen Fächern in sich hereinzieht, dem ethischen Gesetze vorbehalten bleibt; eben dies aber ist es, was von einem höchsten Princip gefordert wird. Wer z. B. wollte leugnen, daß die Phantasie die höchste Gesetzgeberin für den Ma-

ler sey? Und doch wird kein Gemälde durch Phantasie allein zu Stande kommen. Es gehört dazu mechanische Fertigkeit, Kenntniß der Farben, der Perspektive, der Anatomie, der Geschichte; die Phantasie als höchstes Princip bestimmt bloß, wie jede von diesen Kenntnissen und Fertigkeiten angewendet werden soll. Eben so sind dem Redner, nach den verschiedenen Verhältnissen, in denen er sich befindet, und nach den verschiedenen Zwecken, die er sich vorsetzt, auch gar mancherlei Mittel nothwendig, die nur durch Studium und Uebung erworben werden können; dasjenige aber, das bestimmt, wo, wie, und in welchem Maße ein jedes der vorhandenen Mittel angewendet werden soll, das ist das ethische Gesetz, dem jede Beurtheilung unsrer Verhältnisse, unsrer Zwecke und unsres geselligen Wirkens anheimfallen muß. So daß hier das moralische Gesetz nicht etwa bloß den Moment anzeigt, wo gehandelt werden soll, die Leitung der Handlung aber einem andern Princip überläßt, wie es bei Ausübung einer jeden Kunst der Fall seyn würde; sondern die Beredsamkeit in allen ihren verschiedenen Formen ist nichts weiter als die Entwickelung des ethischen Triebes selbst.

Fünftes Kapitel.

Von den Ideen.

Wie lautet nun aber das höchste Gesetz der Beredsamkeit, welches nach dem Vorhergehenden, nothwendig ein ethisches seyn muß? Es scheint uns hier nicht nothwendig ein eigenes System der Moral von Grund aus aufzuführen; es wird hinreichen, das Verhältniß genau zu betrachten, worin sich der Redner mit dem Zuhörer befindet. Die wenigen von uns aufzustellenden Grundsätze werden hoffentlich durch den Ausspruch eines jeden gebildeten sittlichen Gefühls bestätigt werden.

Der Redner hat Plane und Absichten, die er ins Werk setzen will, und zu diesem Ende muß er theils die Trägheit der gleichgültigen Gemüther überwinden, und ihnen einen Anstoß geben, wonach sie handeln; theils die offenbar widerstrebenden besiegen und mit sich fortreißen. Es steht ihm aber durchaus kein Zwangsrecht über die Gemüther zu; er ist kein Gesetzgeber, der die Verhältnisse der Menschen ordnet, und sie so auf eine mittelbare, aber sichere unwiderstehliche Weise lenket; kein Herrscher, der ein ganzes Volk hier oder dorthin führet, weil er über Eigenthum, Leben und

Ehre eines jeden gebietet. Er steht denen ganz gleich, auf die er wirken will; und da ihm sein Verhältniß kein offenbares Recht über ihre Freiheit zusichert, so darf er sich auch ein solches auf keine heimliche Weise erschleichen; er muß ihre Freiheit achten, und ihnen dies Vorrecht weder durch Erweckung ihrer Leidenschaften, noch durch Bethörung ihres Verstandes rauben. Derjenige der fortgerissen wird, muß auch zugleich selbstständig handeln; und indem er dem Willen des Redners folget, muß er seinem eigenen Willen nicht bloß zu folgen glauben, sondern auch wirklich folgen. Wodurch wird nun aber die Lösung einer so schwierigen und, wie es scheinen möchte, unauflöslichen Aufgabe möglich gemacht? Dadurch, daß es etwas ganz Allgemeines und Nothwendiges giebt, das alle Menschen wollen, daß sie, ihrer sittlichen Natur nach, wollen müssen; dadurch, daß die wahre Freiheit des Menschen stets nach der Realisirung gewisser Ideen strebt, die sich berechnen und deutlich aufzeigen lassen. Der Redner hat also allen Forderungen der Sittlichkeit Genüge geleistet, sobald er seine jedesmalige Absicht auf eine der Ideen zurückführt, die ein jeder seiner Zuhörer ins Werk zu setzen wünscht. Denn so wird durch die Wirkung des Einen auf den Andern, die Freiheit des Letztern nicht aufgehoben,

und dieser erfüllt nur auf fremden Antrieb, was er aus innerm Triebe stets zu erfüllen trachtet. Das höchste Gesetz der Beredsamkeit ist also: die Idee, welche der Redner ins Werk zu setzen wünscht, soll auf die nothwendigen Ideen der Zuhörer zurückgeführt werden.

Diese nothwendigen Ideen müssen wir nun näher kennen lernen. Ideen überhaupt sind produktive Gedanken, die zum Hervorbringen und Handeln antreiben, und selbst der Keim des Hervorzubringenden, so wie die Regeln der Form sind, die es erhalten soll. So giebt es plastische, musikalische, poetische Ideen, aus denen die Schöpfungen in einem jeden dieser Kunstgebiete entstehn; so giebt es nun auch ethische Ideen, die sich im Leben darstellen wollen, die in der Vernunft liegen, bei jedem Menschen, als einem mit Vernunft begabten Wesen vorausgesetzt werden müssen, und auch einem jeden, obgleich nicht in gleicher Klarheit und Lebhaftigkeit, wirklich inwohnen. Für das handelnde Gemüth fließen diese Ideen in Eins zusammen, und bilden ein Ganzes, welches ihm als das Höchste vorleuchtet, wonach es strebt, und welches durch sein Handeln realisirt werden kann. Für die Betrachtung aber und für den Ausdruck zerspaltet sich das Höchste in drei verschiedene Ideen, je nachdem

man es auf die Umstände bezieht, unter denen gehandelt wird, oder auf die Beschaffenheit des handelnden Subjekts, oder auf die nothwendigen inneren und äußeren Folgen der Handlungen. Jeder Mensch will das Höchste, in so fern es durch seine besonderen Verhältnisse näher bestimmt und bedingt wird: dies ist die Pflichtidee. Jeder Mensch will geneigt und tüchtig seyn, das Höchste überall hervorzubringen: dies ist die Tugendidee. Jeder Mensch will, daß eine jede seiner Handlungen eine Folge von inneren und äußeren Zuständen erzeuge, die ihm für die Zukunft die Hervorbringung des Höchsten erleichtern: dies ist die Glücksidee. In einem Wort: ein jeder Mensch will seine Pflicht erfüllen, will sich zur Tugend bilden, will sein Glück befördern. Dies sind die nothwendigen praktischen Ideen, die bei jedem Menschen anzutreffen sind, und die Freiheit besteht nur darin, diesen Ideen unbedingt zu folgen.

Nun zeigt es sich deutlich, worin die erste Pflicht des Redners besteht. Der Zuhörer, indem er fortgerissen wird, soll dennoch frei bleiben, und zu dem Ende soll der Redner seine jedesmalige Idee auf die nothwendigen Ideen der Zuhörer zurückführen. Er zeige ihnen also, wie sie, um ihre Pflicht zu erfüllen, um sich zur Tugend zu erheben, um ihr Glück zu beför-

dern, nothwendig auch seine Vorschläge ins Werk setzen müssen; wie die Ideen der Pflicht, der Tugend, des Glückes durch sich selbst eben diese Gesinnung erzeugen, sie zu eben der Handlung antreiben müssen, wozu er sie bewegen will. So respektirt der Redner nicht nur die Freiheit des Zuhörers, sondern, indem er ihn ganz zu überwältigen und niederzudrücken scheint, hat er ihn durch Belebung seiner Ideen, zum höchsten Grad des Bewußtseyns und der Selbstständigkeit erhoben. Daher kommt es denn auch, daß die Menschen, welche jeden Zwang verabscheuen und sich jeder Gewaltthätigkeit zu widersetzen bereit sind, den Redner lieben und ihm mit Freuden folgen, weil er sie durch Ideen lenkt, welches von allem, was die Menschen beherrscht, das Gewaltigste und Zuverläßigste, zugleich aber auch das Unschuldigste ist. „Wer sich gezwungen fühlt, sagt Xenophon, der haßt, als wäre ihm ein Gut entwendet; wer überredet ist, der liebt, als hätte man ihm eine Wohlthat erzeigt *).“

*) Memor. I. 2. 10.

Sechstes Kapitel.

Von der politischen und religiösen Gestalt der praktischen Ideen.

Aber nur in dem allerallgemeinsten Verhältnisse, wo die Menschen einander nur als freie Wesen gegenüberstehn, und wo sich aus dieser ursprünglichen Beziehung noch keine engere entwickelt hat, erscheinen die lenkenden Ideen des Willens als Pflicht, Tugend und Glück. Durch jede engere Verbindung unter den Menschen, wodurch jenes ursprüngliche Verhältniß mehr entwickelt und ausgebildet wird, bekommen auch diese Ideen eine genauere Bestimmung, eine weitere Ausbildung und folglich auch einen andern Namen. Es giebt aber unter den Menschen zwei Verhältnisse, welche den gemeinschaftlichen Zweck haben, die Realisirung der ethischen Ideen zu erleichtern, und die beide von Gott, das eine auf eine übernatürliche Weise, das andre durch eine Naturnothwendigkeit, gestiftet sind. Das erste ist die Kirche, das zweite der Staat.

Wir betrachten zuerst, wie sich die ethischen Ideen in diesem letztern Verhältnisse gestalten. Da im Staate das allgemeine ethische Gesetz in seiner Anwendung auf einzelne Fälle durch positive Gesetze und Verord-

nungen näher bestimmt ist, so tritt hier das Recht an die Stelle der Pflicht. Da ferner im Staate das Glück jedes Einzelnen, in seinem ungehinderten staatsbürgerlichen Wirken besteht, und da dieses nicht bestehen kann, ohne einen blühenden Zustand des Gemeinwesens, so verwandelt sich die ethische Glücksidee in das Streben nach der Wohlfahrt des Staats. Die Tugend endlich kommt hier nur in so fern in Betracht, als das Höchste, zu dessen Hervorbringung sie geneigt und geschickt ist, auch die Wohlfahrt des Gemeinwesens befördert, und in dieser Beziehung heißt sie Verdienst. Recht, Staatswohl und Verdienst, sind also die nothwendigen Ideen, wodurch jedes Mitglied eines Staates, als ein solches, in seinem Handeln geleitet wird; und die erste Pflicht des Redners, wenn er seine Zuhörer als Staatsbürger behandelt, besteht darin, ihnen zu zeigen, wie durch die Ausführung dessen, was er vorschlägt, Recht ausgeübt, das Staatswohl befördert, und bürgerliches Verdienst erlangt werde.

Ihre vollkommene Ausbildung erhalten diese Ideen aber weder im allgemeinen ethischen Verhältnisse, noch in dem besonderen politischen, weil sie hier in der Sphäre des Irdischen eingeschlossen bleiben, das den Menschen seiner Natur nach nicht befriedigen kann. Ihre höchste Würde bekommen sie nur durch die Religion

gion und durch die Beziehung auf die Gottheit, welche ihnen dieselbe giebt. So erscheinen sie in der Kirche, wo der Christ, als ein solcher auf den Christen wirkt, seine Thätigkeit als einen Ausfluß der Gottheit, oder als ein Streben in sie zurückzukehren betrachtet, und seinen Ideen dadurch für sich und andere eine leitende Kraft giebt, die ihnen überall mangeln wird, wo der Mensch nicht weiter hinaufzusteigen vermag als bis zu seinem eigenen Ich.

In der Kirche nämlich, einer göttlichen Stiftung, die unter göttlicher Leitung steht, kann die menschliche Vernunft nicht als oberster Gesetzgeber angesehen werden; dies ist Gott allein, welcher durch sein natürliches Wort im Gewissen, und durch sein offenbartes Wort im Evangelio zu uns spricht, und uns eine Richtschnur des Verhaltens giebt; was also diese in einem bestimmten Falle gebietet, ist nicht bloß Pflicht (eine Idee, die den Menschen nur auf sich selbst zurückführt), sondern Wille Gottes. Betrachtet ferner der Christ diejenige Beschaffenheit der Seele, die zur Verrichtung guter Werke stets aufgelegt und tüchtig ist, so kann er unmöglich bei der Tugend stehen bleiben; denn dieser Ausdruck bezeichnet denjenigen Grad moralischer Vollkommenheit, zu dem sich der Mensch erheben, den er durch beständigen Kampf mit der

Sünde erringen kann; der Christ aber kennt etwas Höheres; er schaut die sittliche Vollkommenheit an, wie sie ohne Kampf und ohne Streit im göttlichen Wesen herrscht; und jener vollkommene Zustand der Seele kann daher für ihn nur in der Aehnlichkeit mit Gott, oder, da die unsichtbare Gottheit Mensch geworden, und in menschlichen Verhältnissen gelebt und gehandelt hat, in der Aehnlichkeit mit Christus bestehn. Das Glück kann er unmöglich bloß in einer Reihe von Zuständen suchen, wovon ein jeder die Hervorbringung des höchsten Guts in dem folgenden erleichtert; anstatt ihrer erblickt sein Auge, welches in die Ewigkeit vordringt, das endliche Ziel, wohin diese Reihe von Zuständen führt, nämlich die innige Vereinigung mit Gott, oder die Seligkeit; zur leitenden Idee erwählt er also bloß diese, welche das Ziel ist, und nicht das Glück, welches in der höchsten ethischen Reinheit gedacht, doch nur der Weg zu diesem Ziele seyn kann.

Wenn daher ein Redner sich und seine Zuhörer als Mitglieder der Kirche betrachtet, so besteht seine erste Pflicht darin, die Idee, die er ihnen mittheilen will, mit den Ideen in Verbindung zu bringen, die er nothwendig bei ihnen voraussetzen muß; und diese sind, nach dem Vorigen, Wille Gottes, Aehnlichkeit

mit Gott, Seligkeit. Sollte in einer Predigt keiner dieser Gesichtspunkte vorherrschend seyn, so ist so viel wenigstens gewiß, daß sie nicht zum Gebiet der Beredsamkeit gehört. Es läßt sich aber nicht absehen, warum der geistliche Redner es seines Amtes unwürdig halten sollte, auf diesem Gebiete einheimisch zu seyn, da ja, nach dem Vorigen, die Beredsamkeit nicht nur das Allerunschuldigste, sondern die Tugend selbst ist. So hat sie sich bisher gezeigt, und so wird sie sich hoffentlich noch mehr im Folgenden bewähren.

Ich muß hier meine Leser bitten, auf ein Resultat aufmerksam zu seyn, das sich aus der bisherigen Untersuchung mit der größten Gewißheit ergiebt, und dessen Wahrheit doch bisher noch nie streng bewiesen, ja von den Meisten bezweifelt worden ist, daß nämlich die kirchliche Beredsamkeit mit der politischen, ihren Ideen, das heißt, ihrem Wesen nach, durchaus Eine und Dieselbe ist. Wodurch wir übrigens nicht leugnen, daß sie nicht in ihrer äußeren Form bedeutend von einander abweichen; denn Staat und Kirche sind sehr verschiedene Verhältnisse, und den Verhältnissen hat jede sittliche Thätigkeit immer einen wesentlichen Einfluß auf sich gestattet *).

---

*) Herder sagt in den Briefen das Studium der Theologie

Es ergiebt sich ferner, daß wenn auch die politische und gerichtliche Beredsamkeit der Alten untergegangen seyn sollte, nur eine Form der Sache, nicht aber die Sache selbst verloren ist; denn diese ist in der kirchlichen Beredsamkeit mit einem höheren Glanze wieder auferstanden; ihre Ideen sind verklärt worden, indem sie durch das Medium der Religion hindurchgingen, und sie ersetzt durch die Größe des Gegenstandes, was ihr an Vollkommenheit der Form, in Vergleich mit der antiken, abgehen mag, wie denn überhaupt die äußere Vollendung leichter bei einem minder hohen Gegenstand zu erreichen ist, als bei dem, was unbedingt das Höchste ist. Es ergiebt sich endlich, daß, wenn auch selbst die kirchliche Beredsamkeit verschwunden seyn sollte, wie es wirklich von Einigen behauptet wird, die Beredsamkeit selbst dennoch nicht untergegangen sey, sondern im Verkehr der Menschen, in ihrem täglichen Umgang angetroffen wer-

---

betreffend, 40r Brief: „Wer die gerichtlichen Reden Demosthenes und Cicero schlechthin zu Mustern unsrer Predigten nimmt, hat weder Begriff von Predigt, noch von gerichtlicher Rede; beider Zwecke hat er nicht verstanden.“ Freilich, wenn er es schlechthin thut. Doch so wie ich den Gedanken aufgestellt habe, wird mich hoffentlich dieser Vorwurf nicht treffen.

den müsse. In einem Wort, sie ist ewig, denn sie beruht auf dem, was ewig im Menschen ist, auf seinen ethischen Ideen *).

Siebentes Kapitel.

Von den Gattungen.

Ob nun gleich gar füglich bei einer und derselben Veranlassung alle drei Ideen als Bewegungsgründe gebraucht werden können, so läßt sich doch gewöhnlich die Absicht des Redners mit größerer Leichtigkeit auf eine derselben beziehen, welche dann vorherrscht, und welcher die andern, wenn man sie überhaupt anwendet, untergeordnet sind. Dieser Umstand hat schon die Alten bewogen, dreierlei Gattungen von Reden anzunehmen, von denen die eine Recht und Unrecht, die andere öffentlichen Vortheil und Schaden, die dritte das Verdienst und das demselben Entgegengesetzte zum Objekt hat. Die erste ist die Rede vor

*) L'éloquence peut se trouver dans les entretiens et dans tout genre d'écrire. Elle est rarement, où on la cherche, et elle est quelquefois où on ne la cherche point.

La Bruyère.

Gericht, die zweite die berathschlagende oder Staats-rede, die dritte die Lob- oder Schaurede. So richtig diese Eintheilung aber auch ist, so haben doch die Alten, so viel ich weiß, keinen befriedigenden Grund dafür anzugeben gewußt, wie sie denn überhaupt zur Auffassung und Unterscheidung des Wirklichen zwar sehr geschickt, im Zurückführen desselben auf höhere Principien aber weniger glücklich waren. Denn was Aristoteles, von dem die späteren Rhetoren diese Eintheilung annehmen *), zu ihrer Rechtfertigung beibringt **), das sieht, so ernsthaft es auch gemeint ist, doch wahrlich mehr einem Scherze ähnlich. Es giebt, sagt er, so viel Gattungen der Reden, als es Gattungen der Zuhörer giebt; der Zuhörer aber ist entweder schauend, oder beurtheilend, und dies letztere wieder in Betreff des Zukünftigen und in Betreff des Vergangenen, so daß daraus die Schaurede, die berathschlagende, und die gerichtliche entstehen. Am auffallendsten ist hier die Annahme eines Zuhörers, der bloß schauen will. Zwar wurden zu Aristoteles Zeiten die Schaureden der Sophisten (d. h. Vorträge

*) Quinctil. III. 4.

**) Rhetor. I. 3. Eben so leitet auch Cicero diese Eintheilung ab, de partitione. C. III.

ohne anderen Zweck als durch Wortgeklingel zu glänzen) von Vielen mit Beifall angehört; doch dies mußte nur als ein schlechter Geschmack, und nicht als ein natürlicher Trieb im Menschen, auf den sich philosophisch etwas bauen ließe, angesehen werden. Ferner sind durch das Beurtheilen des Vergangenen oder Zukünftigen zwar die Beziehungen nothdürftig bezeichnet, worin in den alten Freistaaten die Zuhörer zu dem Redner zu stehen pflegten, es wird aber keineswegs dadurch erwiesen, daß es nur so viel, und nicht mehr solcher Beziehungen geben könne *).

Hält man hingegen diese drei Gattungen Reden mit den drei von uns aufgestellten Ideen zusammen, so sieht man leicht, daß diese der einzige Grund sind, worauf jene Eintheilung beruht. Denn da bei den Alten nur das politische Verhältniß ausgebildet war, so konnten diese Ideen nur unter der Gestalt Recht und Unrecht, Wohl und Nachtheil des Staats, Verdienst und das Gegentheil desselben bei ihnen wirksam seyn, und eben das wird ja auch als Gegenstand der drei Gattungen angegeben.

Will man überhaupt in der Beredsamkeit eintheil-

---

*) Auch das scheint nicht befriedigend, was dem Quinctilian cuncta rimanti einfällt, III. 4.

len, so dürfen die Gattungen nicht durch Form und Stoff, und durch die Art, wie beide einander durchdringen, bestimmt werden; in der Poesie ist dies möglich; in der Beredsamkeit kann es deshalb nicht Statt finden *), weil Form und Stoff mit dem Verhältnisse wechseln, worin sich Redner und Zuhörer befinden, und diese Verhältnisse sind unzählig und können nicht berechnet werden. Die leitenden Ideen sind das Bleibende in der Beredsamkeit, das Einzige das sich nicht verändert, deshalb können sie auch allein einen Eintheilungsgrund abgeben.

Gelten diese drei Gattungen für die politische Beredsamkeit, so müssen sie, da die Ideen überall dieselben sind, auch in der geistlichen Beredsamkeit Statt finden. Ueber das Wohl des Staats berathschlagen, und den Weg zur ewigen Seligkeit zeigen, ist eine und dieselbe Art sittlicher Thätigkeit; so wie es auch in dem Thun keinen Unterschied macht, einen Verbrecher anzuklagen, und gegen ein Laster zu eifern, einen verdienten Mann zu preisen und eine Tugend zu empfehlen. Leider passen die Namen, womit die Alten diese Gattungen bezeichnen, allein auf die poli-

*) Oratorum genera esse dicuntur tamquam poëtarum. Id secus est. Cicero de optimo genere oratorum. C. I.

tische Beredsamkeit; und es wäre wünschenswerth, ganz allgemeine Benennungen einzuführen, die man auf jedes Verhältniß anwenden könnte.

Unter allen hat sich die Gattung nach der Tugendidee am spätesten entwickelt; erst durch die Kirche hat sie ihre völlige Ausbildung erhalten, welcher das politische Verhältniß stets ungünstig war. Deshalb ist sie auch von den Alten nie in ihrer Reinheit erkannt worden. Aristoteles begreift sie bloß von der Seite des Lobes und des Tadels, den sie ausspendet, und macht sie zu einer Schaurede ohne praktischen Zweck. Cicero, welcher dieser Ansicht getreu bleibt, zweifelt ob man sie überhaupt als eine Gattung ansehen könne, und ob es nöthig sey Regeln darüber zu geben *). Und von seinem Gesichtspunkt aus betrachtet, gehört sie allerdings nicht zur Beredsamkeit. Wenn man lobt und tadelt ohne andere Absicht als zu loben und zu tadeln, so kann daraus zweierlei entstehen: ein lyrisches Gedicht, wenn man sich seinem Gefühl überläßt; oder eine historische Darstellung, wenn man dem Faden einer Geschichte folgt. Eine Rede wird es nur dann, wenn man mit dem Lobe und dem Tadel die Absicht verbindet, im Zuhörer eine gewisse Gesin-

*) De Oratore II. C. 11.

nung zu erwecken, ihn zu einer gewissen Handlungsweise zu bestimmen. So wird die Tugendidee allerdings von den Alten gebraucht; doch selten ist sie herrschend, und gewöhnlich nur untergeordnet, wie wenn Demosthenes den Atheniensern das Beispiel ihrer Vorfahren als eine Triebfeder zu großen Thaten vorstellt, oder die Verworfenheit eines Gegners schildert, um seiner Vertheidigung, oder seiner Anklage ein größeres Gewicht zu geben.

Erst in der christlichen Kirche bildete sich eine eigene Gattung nach der Tugendidee; hier wurde die Vollkommenheit, die man sich in Gott dachte, die sich in Christo versichtbarte, der ganze Schaaren von Heiligen nachstrebten, als ein hohes Vorbild, den Gläubigen zur Nachahmung aufgestellt. Zum Panegyricus der Heiligen gesellte sich bald die Leichenrede, die wie jener nach der Tugendidee construirt ist, und die nur dann den Namen einer Rede verdient, wenn sie durch das Lob eines Verstorbenen den Zuhörer zu guten Gesinnungen und Entschließungen antreiben will. Jedes Gebiet der Litteratur hat jedoch seine Grenzen, wodurch es an ein anderes anstreift; so macht auch die Gattung der Reden nach der Tugendidee den Uebergang von der Beredsamkeit zum lyrischen Gedicht von der einen, und zur historischen Darstellung von der

andern Seite; desto nothwendiger wird hier dem Redner die größte Vorsicht, um sich nicht in das eine oder das andere zu verlieren. Es wäre Vergessenheit des Verhältnisses, worin er zu seinen Zuhörern steht, und folglich ein unsittliches Handeln, wenn er ohne an ihren Nutzen zu denken, sich ganz seinen Gefühlen überließe, oder eine historische Darstellung ausführte; beides darf nur in so fern geschehen, als es zur Erreichung eines ethischen Zwecks beiträgt. Es ist schwer, ich gestehe es, seinen Helden mit einer gewissen Vollständigkeit zu schildern, und dennoch alles unter solche praktische Gesichtspunkte zu bringen, wovon man sich Einfluß auf den Zuhörer versprechen kann. Doch die Lösung dieser Aufgabe ist nicht unmöglich, wie große Muster beweisen.

Achtes Kapitel.

Daß Tugend auch Klugheit sey.

Wenn der Redner dadurch, daß er seinen Zweck auf die ethischen Ideen des Zuhörers bezieht, den Forderungen der Pflicht Genüge leistet, so fragt es sich, ob dieses Betragen auch der Klugheit gemäß sey, und

ob es nicht andere, und bei weitem wirksamere Mittel gebe, sich bei den Menschen Eingang zu verschaffen und sie zu lenken. Sollte das wirklich der Fall seyn, sollte dem Redner wirklich nur die Wahl bleiben, entweder mit Befolgung sittlicher Principien unklug, oder mit Befolgung der Klugheitsregeln unsittlich zu handeln, so müßten wir dem Vorhaben entsagen, der Theorie der Beredsamkeit eine systematische Form zu geben, indem nichts einer solchen fähig ist, das entweder zu keiner Vollendung gelangen kann, oder mit einem der Grundtriebe im Menschen, mit dem sittlichen, in einem offenbaren Widerspruch steht. Aber auch selbst diese Frage könnte gar nicht aufgeworfen werden, wenn die Moral nur ein wenig mehr ausgebildet wäre als sie es leider, ob man gleich seit so vielen Jahrhunderten daran arbeitet, wirklich ist. Man würde alsdann einsehen, daß die Ethik, da sie das ganze menschliche Handeln umfaßt, auch die Mittel zur Erreichung vernünftiger Zwecke angeben muß; daß sie als Wissenschaft gar nicht existiren, daß es überhaupt gar kein Handeln nach Principien geben kann, wenn dieselben Gesetze, welche uns unsere Thätigkeit vorzeichnen, nicht auch zugleich die Art und Weise angeben, wie sie am besten gelingen wird. Nach den jetzt herrschenden Vorstellungen aber spricht man

viel von der Klugheit als von einer Eigenschaft, die von dem sittlichen Wege öfters abwärts führe, und die aus ihren durch Erfahrung und eigene Beobachtung schlau zusammengetragenen Schätzen, die zuverlässigsten Mittel zur Erreichung unserer Zwecke an die Hand gäbe. Wie es sonst damit stehen mag, lasse ich dahin gestellt seyn; daß aber für den Redner das sittliche Handeln auch Klugheit, d. h. die Kunst sey, seine Zwecke zu erreichen, das läßt sich schon an dem darthun, was sich aus der bisherigen Untersuchung ergeben hat. Wir haben nämlich das Gesetz gefunden: der Redner soll seine Absicht den sittlichen Ideen der Zuhörer unterwerfen, sonst darf er nicht unternehmen sie zu lenken. So sehr ist aber Tugend einerlei mit Klugheit, daß eben dies Beziehen auf die sittlichen Ideen des Zuhörers, auch das einzige untrügliche Mittel ist ihn zu lenken. Nein, wird man sagen, an die Leidenschaften der Menschen muß sich der Redner wenden; sie muß er benutzen, wo er sie findet; sie erwecken, wo er sie nicht voraussetzen kann, denn nur so werden die Gemüther regiert. Wer wird leugnen, daß sie nicht oft so wären regiert worden, und daß ein geübter Redner, der die Leidenschaften zu entflammen weiß, über einen minder geübten, der nur sittliche Ideen erzeugen will, den Sieg davon

tragen könne? So muß man aber den Fall nicht setzen, sondern man denke sich zwei Redner von gleichem Talent, von denen der eine, auf dem von uns vorgeschriebenen Wege, den Zuhörer bei seinen sittlichen Ideen, d. h. bei seiner starken Seite ergreift, und von denen der andere ihn bei seiner schwachen Seite fassen, ihn bestechen, blenden, verführen will: der erste, behaupte ich, werde immer siegen, der zweite immer verlieren.

Und zwar schon deshalb, weil einem jeden Zuhörer, vermöge seiner menschlichen Natur, sittliche Ideen inwohnen, da es hingegen die menschliche Natur nicht immer mit sich bringt, daß man von Leidenschaften regiert werde, oder auch nur besonders empfänglich dafür sey. Wenn man sie also voraussetzt, so ist es leicht möglich, daß man sich irre; und wenn man sie erregen will, so bleibt ein solches Unternehmen immer sehr mißlich, da es an einem festen Punkt fehlt, wo man anknüpfen kann. Dieser ist hingegen immer gefunden, und man ist immer gewiß Interesse zu erwecken, so bald man die Sittlichkeit in Anspruch nimmt.

Zweitens, wenn auch die Leidenschaften eben so allgemein bei dem Zuhörer herrschten als die sittlichen Ideen, so ist doch immer dieser Vortheil bei den letz-

teren, daß sie in allen dieselben, die Leidenschaften hingegen bei einem Jeden verschieden sind. Man kann aber nicht einen Jeden einzeln bearbeiten, sondern durch eine und dieselbe Rede soll in den verschiedensten Gemüthern eine und dieselbe Wirkung hervorgebracht werden. Wie unklug wäre es hier, wenn man das allgemeine Interesse der Menschheit vernachlässigte, um das besondere Interesse einer Leidenschaft zur Sprache zu bringen, das nur immer einige Gemüther berühren könnte, und wobei die meisten kalt bleiben würden!

Hierzu kommt, drittens, eine sehr wahre und für die Menschen sehr ehrenvolle Bemerkung, daß sie zwar einzeln genommen, voll von kleinlichen Leidenschaften seyn mögen; so bald sie aber in großer Masse versammelt sind, so scheint Jeder den schlechten Theil seiner Individualität aufzugeben, um nur das rein Menschliche, welches immer gut ist, davon zu behalten. So wie er sich unter eine Menge verliert, ist er nicht mehr das engherzige Geschöpf, das von Begierde und Selbstsucht beherrscht wird; sondern sein Interesse schmilzt mit dem aller übrigen zusammen, und kann daher nur ein reines und edles seyn. Je größer daher die Versammlung ist, um so großartiger muß der Redner seyn, oder er ist verloren.

Ja selbst der Betrug, welcher so häufig von Volks-

rednern getrieben worden, beweiset daß die Menschen nur durch sittliche Ideen gelenkt werden können; denn wodurch ist er ihnen gelungen? Wahrlich nicht dadurch, daß sie sich unmittelbar an Habsucht und an Rache gewendet, und diese Leidenschaften zu entflammen gesucht haben; denn dadurch hat noch niemand eine große Masse fortreißen können. Die Kunst der Volksverführer hat vielmehr von jeher darin bestanden, dem was ihre besonderen Leidenschaften begehrten, den Schein zu geben, als sey es eine Forderung allgemeiner sittlicher Ideen. So haben die Demagogen in der französischen Revolution nur dadurch so große Wirkungen hervorgebracht, daß sie ihre eigennützigen Absichten unter Recht, Staatswohl, d. h. unter sittlichen Ideen verbargen; und sie mußten siegen, denn durch das Unglück der Zeiten gab es Keinen, der diese Ideen in ihrer reinen Gestalt mit eben dem Nachdruck hätte darstellen können. Daß aber die reinen sittlichen Ideen, wenn sie mit Kraft vorgetragen werden, auch in den leichtsinnigsten, verderbtesten Gemüthern den Sieg über jenes falsche Spiel mit Ideen behaupten, beweiset das Beispiel des Demosthenes, der wahrlich nicht bloß durch seinen gediegnen Styl und seine vollendete Declamation seine Gegner schlug, sondern

dern

dern vorzüglich durch die Reinheit seines Willens und die Kraft seiner sittlichen Ideen.

Viertens, erwäge man, daß jeder Zuhörer von Natur argwöhnisch ist, besonders wenn er bemerkt, daß man Ansprüche macht sein Gemüth zu bearbeiten, und daß er es nur Dem hingeben mag, der ihn ein redlicher Mann dünkt. Deshalb legen auch die Lehrer der Rhetorik ein so großes Gewicht auf die Art wie man sich dem Zuhörer darstellt, und auf den ersten Eindruck den er von dem Redenden empfängt. Nichts ist aber so schwer als den ehrlichen Mann zu spielen, und man wird weit leichter dafür gehalten wenn man es ist. Denn das Bewußtseyn einer guten Sache giebt dem Styl eine Farbe, dem Ton einen Nachdruck, den ein schlechtes Bewußtseyn nur zum Theil, und nie gänzlich erkünsteln kann; und das sittlich Schlechte, welches durchblickt, wird immer dem Zuhörer einen Argwohn einflößen, der seine Empfänglichkeit vermindert. Wenn daher Rousseau einem jungen, nachmahls sehr berühmten französischen Advokaten, dem Loiseau de Mauleon, den Rath gab, nur die Vertheidigung solcher Sachen zu übernehmen, von deren Gerechtigkeit er überzeugt wäre, so war dies eben dadurch, daß es eine ethische Regel war,

auch eine rhetorische, und sie sollte in gleichem Maße Rechtschaffenheit und Beredsamkeit befördern.

Neuntes Kapitel.

Von den untergeordneten Ideen oder Kategorieen.

Dem sittlichen Bestreben des Redners, seine besonderen Ideen mit den allgemeinen und nothwendigen seiner Zuhörer in Verbindung zu setzen, kann ein dreifaches Hinderniß im Wege stehn. Dies sind erstlich die dunkeln und unentwickelten Begriffe, die sich der Zuhörer von dem Wesen der Dinge macht, und wodurch er z. B. gehindert werden kann, Etwas, das der Redner für Pflicht, Tugend oder Glück ausgiebt, dafür anzuerkennen, und so in seine eigenen Ideen aufzunehmen. Zweitens kann der Zuhörer aus mangelhafter Bekanntschaft mit den jedesmaligen Verhältnissen und mit dem Zustande der Dinge, bezweifeln, daß eine Idee, welcher er sonst seine Billigung nicht versagt, ausführbar sey. Endlich kann er, von dem Hergang einer Sache, worauf der Redner eine der höheren Ideen anwenden will, sich eine andere Vor-

stellung machen, oder überhaupt von der Wirklichkeit derselben nicht überzeugt seyn. So entsteht für den Redner die Nothwendigkeit, erstlich, den Zuhörer von der wahren Natur und Beschaffenheit der Dinge zu belehren; zweitens, ihm die Ausführbarkeit eines in Vorschlag gebrachten Unternehmens anschaulich zu machen; drittens, ihm die reale Beschaffenheit einer Sache darzustellen, oder ihn von ihrer historischen Gewißheit zu überzeugen. Und daraus gehn für die Theorie der Beredsamkeit drei untergeordnete Ideen, oder Kategorieen, wie ich sie lieber nennen möchte, hervor: Wahrheit, Möglichkeit, Wirklichkeit. Es versteht sich, daß sittliche Eigenschaften allein zu ihrer Behandlung nicht hinreichen, sondern daß philosophische Bildung und ein großer Umfang realer Kenntnisse dazu erfordert wird. Wollte man fragen, mit welchem Rechte wir sie dennoch in eine auf ethische Principien gegründete Theorie der Beredsamkeit aufnehmen, so würde ich antworten: weil dem sittlichen Gebote, der Redner soll seine Idee auf die allgemeinen Ideen des Zuhörers beziehn, nicht anders genügt werden kann, als wenn die Zweifel oder falschen Vorstellungen desselben in Rücksicht auf Wahrheit, Möglichkeit und Wirklichkeit beseitigt werden, und weil dieses Geschäft, da es unter Leitung eines sittlichen Princips steht,

auch als ein sittliches betrachtet werden muß. Und zweitens, weil der Redner, wenn er die wissenschaftliche Bildung und die realen Kenntnisse, die dazu erfordert werden, nicht besäße, durch ein sittliches Gebot würde aufgefordert werden, sie sich zu erwerben, weil es nothwendige Mittel zur Ausführung eines sittlichen Unternehmens sind. Der Redner, selbst wenn er philosophische Bildung und historische Kenntnisse in dem Umfange entfaltet, den die höchsten ethischen Principien erfordern und gestatten, wird dadurch nicht zum Philosophen oder Historiker, sondern er muß immer als ein handelndes und nach äußerer Wirkung strebendes Subjekt betrachtet werden.

Zehntes Kapitel.

Von der Wahrheit.

Hätten wir die Wahrheit, d. h. die Darstellung von dem Wesen der Dinge, zu dem Höchsten in der Beredsamkeit gemacht, so wäre diese dadurch gänzlich mit der Philosophie zusammengefallen. Wir betrachten sie aber nur als eine untergeordnete Kategorie, auf welche die höheren sittlichen Ideen führen. So

behält die Beredsamkeit ihren ethischen Charakter, und es wird auch zugleich dadurch ihre Verwandtschaft mit der Philosophie erklärt.

Es ist dem Redner also erlaubt und oft nothwendig zu philosophiren; sey's daß sich das Bedürfniß der Wahrheit erst einstelle, wenn der Kampf zwischen den praktischen Ideen des Redners und des Zuhörers schon begonnen hat, und daß sie bloß die Zwischensätze liefere, wodurch jene mit diesen leichter zusammenschmelzen; sey's daß der Redner mit Darstellung der Wahrheit anhebe, welches so oft geschehen darf, als es dem Zwecke des Redners und den Umständen angemessen ist, und der sittliche Antrieb, woraus, so wie die sittliche Absicht, in welcher es geschieht, nicht zu verkennen sind. Alsdann wird auch dieser Antrieb und diese Absicht die Grenzen angeben, innerhalb welcher sich die rhetorische Darstellung halten muß, und sie von der philosophischen unterscheiden, welche die bloße Entwickelung der Ideen, ohne weitere Rücksicht, zu ihrem Geschäfte macht.

Eine besonders große Ausdehnung bekommt die Darstellung der Wahrheit in der geistlichen Beredsamkeit, die sich vornehmlich dadurch von der politischen unterscheidet. In dieser wird nur auf Eine That, auf einen einzigen Entschluß hingearbeitet; wodurch

dasjenige, was zum Aufklären des Geistes erforderlich ist, bestimmt, und nothwendig sehr beschränkt wird. Die Aufgabe des geistlichen Redners hingegen ist: die Menschen durch Erkenntniß Gottes und seines Sohnes zum ewigen Leben zu führen, und ihren Geist dergestalt zu bilden, daß nicht bloß Eine gute That, sondern eine völlige Umwandlung des Innern und eine ganze Reihe guter Thaten daraus entspringe. Betrachtungen über die menschliche Natur, und ihr Verhältniß zu Gott, sind also, insofern sie auf Glück, Tugend und Pflicht bezogen werden, in der geistlichen Rede sehr an ihrer Stelle.

Dennoch bleibt die rhetorische Darstellung der Wahrheit, von der philosophischen gänzlich verschieden; denn in der Philosophie wird sie ganz und nach allen Seiten, ich möchte sagen, plastisch ausgebildet, so daß für sie, wie für eine Statue, kein besonderer Gesichtspunkt, keine Perspektive Statt findet, sondern daß sie dem Zuschauer, wo er auch stehe, eine vollendete Form darbietet. In der Beredsamkeit hingegen kommt sie nur malerisch, und, ich möchte sagen, in Profil genommen vor, denn man bietet von ihr nur dasjenige dem Zuhörer dar, was zur Sache dient, und nöthig ist ihn zu überzeugen. Befiehlt also die Pflicht dem Redner nach wissenschaftlicher Ausbildung

zu streben, so gebietet sie ihm auch, alles, was er Sinnreiches, Tiefes, Vortreffliches über eine Sache gedacht haben mag, zu vergessen und aufzuopfern, sobald es nicht zur Erreichung seiner Absicht unumgänglich nothwendig ist.

Elftes Kapitel.

Von der rhetorischen Begründung der Wahrheit.

Zweierlei ist also in Rücksicht des Philosophischen in der Beredsamkeit anerkannt worden: erstlich, daß das Aufstellen politischer, ethischer, religiöser Wahrheiten darin nothwendig sey; zweitens, daß es mit keiner philosophischen Vollständigkeit geschehen dürfe. Daraus folgt nun ferner, daß in einer Rede das eigentliche Demonstriren eines Satzes, d. h. seine Herleitung aus einem höchsten Princip aller Erkenntniß, nicht zu gestatten sey; weil bei einer solchen Methode das Praktische der Rede entweder ganz verloren gehen, oder doch nur schwach hervorschimmern würde. Hier entsteht also die schwierige Frage: wie soll die

Wahrheit in der Beredsamkeit begründet werden, wenn sie nicht philosophisch demonstrirt werden darf?

Zuerst ist zu bemerken, daß es manche Wahrheiten giebt, die einer solchen Demonstration nicht bedürfen, und denen man durch eine deutliche Auseinandersetzung, durch ein passendes Beispiel, durch eine geschickte Anwendung auf einen vor Augen liegenden Umstand, die Zustimmung aller Zuhörer verschaffen kann.

Sollte dies nicht möglich seyn, so muß ein Zweifel in Betreff irgend einer Wahrheit, da er nicht durch Demonstration gelöst werden kann, durch Autorität entschieden werden; nämlich durch die eigene Autorität des Zuhörers, oder durch eine fremde. Und diese ist wiederum menschlich oder göttlich.

Man führt dem Zuhörer seine eigene Autorität an, wenn man ihm zeigt, daß er durch die Zurückweisung einer gewissen Wahrheit, mit sich selbst und mit der Ueberzeugung, die er bei anderen Gelegenheiten geäußert hat, in Widerspruch stehe. Diese Argumentation, die durch ihre Kürze und ihre überzeugende Kraft einen so großen Vorzug vor den philosophischen Demonstrationen behauptet, ist dem Redner sehr zu empfehlen, und, um sie mit Erfolg anwenden zu können, muß er die in der Menge verbreiteten Vorstel-

lungen stets vor Augen haben, und darin so viel als möglich eindringen. Hierin, glaube ich, würde zum Theil die so sehr gepriesene, und vom Redner überall geforderte Popularität bestehen. Ich befürchte nicht, daß man in dieser beständigen Rücksicht auf die Ueberzeugung des Zuhörers, etwas Falsches und Erniedrigendes finde. Freilich wäre es erniedrigend, dem Zuhörer zu Gefallen, von einer Idee auszugehen, die man selbst für thöricht hält; warum sollen aber die in der Menge verbreiteten Meinungen gerade immer falsch und abgeschmackt seyn, und bringt es nicht die menschliche Natur mit sich, daß die Wahrheit nie ganz untergehen kann, sondern daß sich immer ein Theil davon rein, und ohne Verfälschung erhält? Und warum sollte man das, was man vortragen will, nicht lieber in dieser Gestalt, als in einem systematischen Zusammenhang darstellen? Da doch die Freiheit des Zuhörers respectirt werden soll, so wird sie es ja bei weitem mehr, wenn ich ihn, so zu sagen, von Innen heraus bilde, und durch die Entwickelung, die ich seinen eigenen Ideen gebe, als wenn ich ihn in ein fremdes System schnüre. Und dies soll ich um so weniger versuchen, da ich ihn durch mein Anschließen an seine eigene Ueberzeugung mit leichter Mühe für eine heilsame Wahrheit gewinnen kann; da

hingegen die schönste philosophische Auseinandersetzung ihn vielleicht nur ermüden, und ihn für sein eigenes Wohl und den praktischen Zweck meiner Rede gleichgültig machen würde. Wenn sich daher ein Redner im Aussprechen seiner Ideen gefällt, und darüber seine Zuhörer, und den Zweck, den er hat oder haben soll, vergißt, so behaupte ich, dies ist nicht allein unklug, weil er so nie zu seinem Ziele gelangt, sondern es ist auch unsittlich, es ist strafbare Selbstsucht, wodurch ein gutes Unternehmen scheitert. Denn der Redner befindet sich nun einmal mit seinem ganzen Wirken auf dem ethischen Gebiete; und folglich ist auch alles, wodurch dieses Wirken befördert wird, etwas moralisch Gutes, alles wodurch es scheitern kann, etwas sittlich Schlechtes. Der Charakter des rhetorischen Vortrags ist also höchste Popularität, und der Redner soll sich an das unter der Menge verbreitete Wahre anschließen, und die Gestalt, worin er es vorfindet, höher achten als diejenige Form, die er ihm in seinem System gegeben hat.

Wenn jedoch der Fall eintritt, daß sich unter den Vorstellungen des Zuhörers keine befindet, die der Redner als Vordersatz in seiner Beweisführung gebrauchen könnte, so muß er, da eine wissenschaftliche Erörterung ihm durchaus untersagt bleibt, sich auf

menschliche oder göttliche Autorität beziehn. Auch ist nichts häufiger als der Gebrauch der ersteren in Reden über Rechtssachen oder Staatsangelegenheiten. Glaubt man, daß die Belebung der ethischen Ideen des Richters nicht hinreicht, um von ihm die verlangte Entscheidung zu erhalten, so führt man ihm die Autorität des Gesetzes an; und sollte eine Behauptung den Begriffen einer politischen Versammlung nicht angemessen seyn, so muß gezeigt werden, daß in einem gleichen Falle, ein Staatsmann von anerkannter Weisheit eben so gedacht, oder gesprochen habe.

Der geistlichen Beredsamkeit besonders ist eine Autorität, und zwar eine göttliche, so nothwendig, daß sie ohne dieselbe nicht entstanden seyn würde, und auch jetzt nicht bestehen kann. Die höchsten aller Wahrheiten, das Verhältniß Gottes zum Menschen betreffend, werden hier dargestellt, um dem Menschen als Richtschnur bei seinem Streben nach Glückseligkeit, und als Triebfedern zur Heiligung zu dienen. Angenommen, was doch nicht anzunehmen ist, daß diese Wahrheiten sich auf dem Wege einer philosophischen Deduction erweisen ließen, so dürfte doch diese Methode nicht befolgt werden, weil man so zwar Erkenntniß erzeugen, den praktischen Nutzen derselben aber verlieren, oder nur kümmerlich einernten könnte.

Auch ist weder des Zuhörers, noch irgend eines Menschen Autorität ein hinlängliches Fundament, um darauf so wichtige Wahrheiten, und die ganz außerhalb des gewöhnlichen Gesichtskreises liegen, zu gründen. Sie bedürfen also, wenn sie in öffentlichen Vorträgen zur Heiligung und Beseligung der Menschen angewendet werden, einer göttlichen Autorität. Daher kommt es, daß unter den Alten, denen eine solche Offenbarung fehlte, sich neben der politischen Beredsamkeit, nicht einmal eine rein moralische entwickeln konnte, ungeachtet der Ausbildung die sie ihren ethischen Systemen gegeben hatten, und daß nur mit Erscheinung des Christenthums eine religiös moralische Beredsamkeit erschien. Diese sinkt und hebt sich, so wie der Glaube an eine göttliche Offenbarung schwächer oder stärker wird; und es liegt in der Natur der Sache, daß, so wie die geistlichen Redner die Ueberzeugung von der göttlichen Autorität der Bibel verlieren, auch ihre Beredsamkeit an Kraft und Würde verlieren muß. Denn man denke sich einen Kanzelredner mit den schönsten Talenten ausgestattet, der aber seine Vernunft nicht unter, sondern über die Offenbarung stellt, und der folglich bei Bestimmung des Verhältnisses worin Gott zu den Menschen steht, und worin die Menschen untereinander stehen sollen, sich auf keine höhere, gött-

liche Autorität berufen kann. Ist die Richtung seines Geistes überwiegend philosophisch, so wird er sich zum Hauptgeschäft machen, die Grundsätze seines religiösen und ethischen Systems darzustellen, zu erläutern, und so viel als möglich zu beweisen. Ich will gar nicht einmal erwähnen, daß ein solches Unternehmen gewöhnlich auf den Grad der Bildung in einer gemischten Versammlung nicht berechnet ist: — was kann selbst dann daraus entstehen, wenn der Zuhörer alle diese Ansichten richtig auffaßt? Freilich wohl wissenschaftliche Bildung; aber nicht diese zu befördern, sondern Besserung der Gesinnungen und des Verhaltens zu bewirken, war die Absicht des Redners, und er muß sie verfehlen, da es ihm bei dem Bestreben gewisse Wahrheiten zu begründen, an Zeit gebricht, sie mit den höchsten praktischen Ideen in Verbindung zu setzen. Dies wird er vielleicht am Schlusse versuchen; doch wenn das Ganze der Rede nicht schon in der Absicht entworfen ist, sittliches Interesse zu erregen, so wird man in der Anwendung vergeblich daran arbeiten.

Auch scheint es mir, daß man von den religiösen und praktischen Ansichten, die man aus einem menschlichen, sey's eigenen, sey's fremden Systeme entlehnt, nie eine so feste, unerschütterliche Ueberzeugung haben

kann, als von denen Wahrheiten, die man nach Anerkennung einer Offenbarung, auf die Autorität derselben annimmt. Es wird daher in dem Gemüthe ungläubiger Kanzelredner, eine gewisse, von ihnen selbst kaum bemerkte Verlegenheit zurück bleiben, die sich bei Darstellung der Wahrheit bald durch einen kühlen, gleichgültigen Ton, bald durch Spannung und verzerrten Eifer verrathen wird; und so werden die von ihnen vorgetragenen Wahrheiten, so vortrefflich sie auch seyn mögen, nie den Einfluß auf Gefühl und Willen erlangen, den ihnen ein ruhiger, kraftvoller Nachdruck verschafft haben würde.

Was aber diese Verlegenheit aufs höchste treiben, und die rhetorische Kraft eines Kanzelredners bei Darstellung der Wahrheit aufs äußerste schwächen muß, ist das, sich ihm gewiß aufdringende dunkle Gefühl, daß bei einer solchen Denkungsart in dem Verhältniß worein er sich zu seinem Zuhörer stellt, etwas Unrechtliches sey. Und zwar nicht deshalb allein, weil er den Absichten des Staats und der Kirche zuwider handelt, die ihn zum Verkündiger, nicht eigener, und menschlicher, sondern göttlicher Wahrheit bestellt haben; — ob mir gleich auch dies ein sehr gegründetes Bedenken scheint; — sondern hauptsächlich deshalb, weil ihn sein Amt mit einer Würde und einem Ansehn

umgiebt, die bei einem jeden, der seine Lehre nicht auf göttliche Autorität gründet, als unerlaubte Anmaßung erscheinen müssen. Freilich, wenn ein Mensch vor andern Menschen auftritt um einen Schuldigen anzuklagen, einen Unschuldigen zu vertheidigen, oder Vorschläge zum Wohl des Staats zu thun, so bedarf er dazu keines höheren Antriebes, und keiner göttlichen Autorität. Aber schwer wird es zu begreifen, wie ein Mensch, allein auf eigene Kraft bauend, ohne sich als den Boten eines Höheren anzusehen, sich unterfangen könne, seinen Mitmenschen diesen Weg als den des Heils, jenen als den des Verderbens, zu bezeichnen, und sie durch die Aussicht auf die Strafen und die Belohnungen einer künftigen Welt bald anzutreiben, bald zurückzuhalten. Nur höhere Weisheit, höhere Tugend könnte ihm ein solches Recht erwerben: und darf er es wagen, sich diese Vollkommenheiten zuzuschreiben? Je höher der Grad ist worin er sie besitzt, um so größer, dünkt mich, müsse seine Scheu seyn, sich durch sein öffentliches Auftreten, wenn auch nur stillschweigend, damit zu brüsten. Auch sieht er unter seinen Zuhörern Personen, die ihm an sittlicher und wissenschaftlicher Bildung gleich, oder wohl gar überlegen sind. Bei dem Gefühl, daß ein kräftiges Ergreifen der Gemüther hier etwas Unzie-

mendes seyn würde, bestrebt er sich daher seinem Publikum nur immer etwas Rührendes, Angenehmes, Verbindliches zu sagen, und wenn er ein Laster schildert, so giebt er zu verstehen, daß er keinen seiner Zuhörer in Verdacht habe, sondern gewisse andere meine, die sich außerhalb ihres Kreises befänden. Er legt es auf's Rühren an, auf die Erweckung unnützer Gefühle; er sucht durch äußere Vorzüge und durch geschmückte Schreibart zu glänzen *); und so wird seinen Vorträgen Nutzen und Kraft durch seinen Unglauben geraubt.

Man denke sich dagegen einen geistlichen Redner von geringerem Talent, der aber mit einem redlichen Willen Gutes zu wirken, einen unerschütterlichen Glauben an die Wahrheiten der christlichen Religion verbindet; und man sehe, welchen höheren Schwung seine Vorträge durch diesen einzigen Umstand nehmen werden. Indem er die erhabensten Wahrheiten aus der heiligen Schrift, worin sie ihm in der lichtvollsten, populärsten Gestalt gegeben sind, entlehnt, ist er zugleich durch die göttliche Autorität der Bibel, aller weitläuftigen Entwickelungen und Beweise überhoben,

und

*) Un clerc mondain ou irréligieux, s'il monte en chaire, est déclamateur. La Bruyère.

und kann, ohne sich damit zu befassen, seine volle Kraft zur Bearbeitung der Gemüther anwenden. Die von ihm vorgetragenen Wahrheiten werden um so eher Glauben finden, da er selbst nur spricht, weil er glaubt, und da seine feste, innige Ueberzeugung seinem Tone einen eben so ruhigen als salbungsvollen Nachdruck giebt, vor dem alle Zweifel verschwinden müssen. Bei aller Demuth, die ihm die Schwäche der menschlichen Vernunft sowohl als seine eigenen von ihm selbst erkannten sittlichen Mängel einflößen müssen, fühlt er doch, daß er, ohne Anmaßung, zu seines Gleichen, ja zu Besseren und Weiseren als er, belehrend, strafend und ermahnend reden darf, weil er nicht in seinem eigenen, sondern in Gottes Namen zu ihnen spricht, und weil er, als ein Abgesandter des Höchsten, über Jeden, er sey wer er wolle, erhaben ist. Da also die Absicht der geistlichen Redner, durch Erkenntniß der Wahrheit zur Tugend und zur Seeligkeit zu führen, nur durch ihren Glauben zu erreichen ist; da ohne denselben das Verhältniß, worin sie zu ihren Zuhörern stehn, nicht einmal eine moralische Gültigkeit hat, so scheint es, daß der Glaube bei ihnen nicht allein als eine religiöse Eigenschaft betrachtet werden müsse, sondern daß man ihn auch als eine sittliche Vollkommenheit ansehn, und mit Strenge

von ihnen fordern dürfe. Um so trauriger ist die Bemerkung, daß so Viele, aus ungegründeter Furcht durch Anerkennung einer göttlichen Autorität zu mißfallen, ihren Glauben an dieselbe verhehlen, oder ihn nur mit Zaghaftigkeit äußern, und ihren Vorträgen dadurch Kraft, Würde, Nutzen, und folglich auch am Ende den Beifall des Publikums entziehn.

Wen der hohe Wunsch beseelt, mit der politischen Beredsamkeit der Griechen zu wetteifern, und mit Demosthenischer Kraft von der Kanzel herab zu sprechen, dem möchte ich zurufen: Wissenschaft, Kenntnisse, Styl, Vortrag, das Alles erleichtert Dir die Ausübung der Beredsamkeit, aber es macht Dich nicht zum Redner. Demosthenes ward es durch die Größe und Festigkeit seines Charakters, und diese Eigenschaften sind auch Dir zu Deinem Zwecke unentbehrlich, aber sie genügen Dir nicht. Bei der größten hier erreichbaren Vollkommenheit, bist Du nicht frei von menschlichen Schwächen, und wer giebt Dir das Recht, Deinen Brüdern, die nicht schlechter sind als Du, Heil oder Verdammniß zu verkünden? Das wirst Du fühlen, Du wirst nicht wagen mit Kraft zu ihnen zu sprechen, Du wirst Dich begnügen müssen sie zu rühren, oder ihren Gedankenvorrath mit neuen Ansichten zu bereichern; Du wirst vielleicht eine Zeit lang von

einer gemischten Versammlung mit Beifall gehört werden; aber der dauernde, ewige Ruhm, d. h. die heilsame, sich immer fortwälzende Wirkung Deines Handelns, ist dahin. Du bist schwach und furchtsam, so lange Du auf Dir selbst beruhen willst; wage, Dich als das Organ eines Höheren anzusehn, und Du bist voll Kraft und voll Muth. Der Glaube stellt Dich fest und sicher; Dein Lehren ist nicht mehr wie das der Pharisäer, Wortschwall und unnütze Vernünfteley; Du lehrst mit Gewalt, wie Jesus selbst; denn er sprach die Worte seines Vaters, und Du sprichst die seinigen. Eigene Dir jedes derselben an, so wie diejenigen welche sein Geist seinen Aposteln eingab; aber nimm sie in eben dem Sinn, worin jene sie sprachen. Du glaubst es jetzt noch nicht, aber bald wird Deine Erfahrung Dich lehren, daß in den Dogmen unserer Religion alle Kraft der geistlichen Beredsamkeit verborgen liegt. — Möchten viele mich verstehn, und durch die Beredsamkeit zum Christenthum geführt werden! Eine große Ehre für jene; und ein herrlicher Gewinn für dieses! Denn sollte es nicht eben so schön seyn, durch die Beredsamkeit dahin zu gelangen, als auf dem gewöhnlichen Weg des Unglücks und des Leidens?

Zwölftes Kapitel.

Von der Möglichkeit und der Wirklichkeit.

So wie man durch die höheren rhetorischen Ideen, auf die Wahrheit, d. h. auf die Darstellung von dem Wesen der Dinge geführt wird, so erfordern sie auch häufig den Beweis von der Möglichkeit und Wirklichkeit einer Sache. Und so zeigen sich außer der Wahrheit, auch noch Möglichkeit und Wirklichkeit als untergeordnete rhetorische Ideen oder Kategorieen.

Von der Idee der Möglichkeit wird besonders in der berathschlagenden Staatsrede Gebrauch gemacht. So einleuchtend hier auch der Nutzen ist, der aus der Ausführung des vorgeschlagenen Unternehmens entstehen würde, so sinkt dem Zuhörer doch oft der Muth bei dem Gedanken, wie schwierig es sey, und seine Trägheit verschanzt sich, so zu sagen, hinter dem Einwurf der Unmöglichkeit. Dieser muß ihm genommen werden, und der Redner muß auf eine einleuchtende Weise die Ausführbarkeit seines Vorschlags darthun. So wie von den Hindernissen, die ihm im Wege zu stehn scheinen, eines nach dem andern verschwindet, so gewinnt die ethische Idee im Zuhörer Leben und Kraft, und sie fängt an, ihn zum Handeln anzutrei-

ben. Demosthenes würde alle ethischen Motive vergebens verschwendet haben, um die Athenienser zum Widerstand gegen Philipp zu ermuntern, wenn er ihnen nicht auch zugleich die Ausführbarkeit seiner Vorschläge und die Möglichkeit des Erfolges anschaulich gemacht hätte. Man sieht, welche Masse realer Kenntnisse dem Redner nothwendig ist, wie er alle Verhältnisse des Staates durchschaut, und alle seine Mittel berechnet haben muß, um einer solchen Obliegenheit zu genügen! Es gehöret nicht zu meinem Plan alle Gegenstände anzugeben, welche die Idee der Möglichkeit umfaßt; und ich begnüge mich, meiner Hauptabsicht gemäß, zu bemerken, daß diese Idee, wie wichtig und bedeutend sie seyn mag, sich dennoch der ethischen Idee des Staatswohls unterordnet. Denn nur durch diese wird der Redner zur Betrachtung der Möglichkeit einer Sache hingeleitet; und zur Erwerbung aller dazu erforderlichen Kenntnisse, kann er keinen schöneren Antrieb haben, als die Vaterlandsliebe, die ihn begeistert.

Aber auch in der kirchlichen Beredsamkeit findet sie ihren Ort. Kennern des menschlichen Herzens wird es nicht entgangen seyn, wie oft wir unser Gewissen, wenn es uns unsre versäumten Pflichten vorhält, durch die Entschuldigung zu beruhigen suchen, es sey uns

unmöglich gewesen, sie zu erfüllen. Daher genügt es nicht, daß der Redner eine Art der Thätigkeit, als zum vollkommnen ethischen Handeln gehörend, anpreise; er muß den Menschen überhaupt und den gesellschaftlichen Zustand genau genug kennen, um in alle Verhältnisse einzugehn, und zu zeigen, wie höchst angemessen ihnen dasjenige sey, wozu er auffordert. So werden die hohen religiösen Ideen aus ihrer Allgemeinheit hervorgerufen, und in die bestimmten Formen des menschlichen Lebens wie eingefangen; nichts ist ergreifender für den Zuhörer, nichts giebt seinen Ideen ein regeres Leben, als die ausgebildete Gestalt, worin sie ihm erscheinen. Aber freilich gehört von Seiten des Redners ein gewaltiger Wille dazu, um eben den Geist, der sich bis zu den höchsten Gegenständen der Betrachtung emporschwang, plötzlich bis zum kleinsten Detail des menschlichen Lebens hinunter zu zwingen, ohne daß er dadurch an Feuer und Spannkraft verliere. Das vermögen Wenige, und da es bequemer ist, so hält man es auch oft für angemessener, sich in gestaltlosen Ideen umherzudrehn.

Die Wirklichkeit herrscht besonders in der gerichtlichen Gattung; denn wenn der Ausspruch des Rechts über eine That, z. B. über einen Todtschlag, nicht im mindesten zweifelhaft ist, so ist es doch zuweilen

die That selbst, und ihre Wirklichkeit kann behauptet oder geläugnet werden. Hier öffnet sich dem Redner das weite Feld der historischen Beweise und Darstellungen; ein Theil der Rhetorik, der für den Ausgang einer Sache entscheidend ist, und den die Alten daher auch mit so großer Sorgfalt ausgebildet haben. So wichtig er aber auch seyn mag, so schwebt die ethische Idee des Rechts doch darüber; ohne sie würde die Frage nach der Wirklichkeit einer Sache in der Beredsamkeit gar nicht entstehn, und sie muß auch als das letzte Ziel der historischen Darstellung immer im Auge behalten werden. Deshalb kann man aus dem Vorherrschen des Historischen in dieser Gattung, auch keinen Einwurf gegen das von uns aufgestellte ethische Princip der Beredsamkeit hernehmen; denn die Rede vor Gericht bleibt ein moralisches Handeln nach der Idee des Rechts, ob diese gleich auf die Darstellung der Wirklichkeit führt.

Findet man diese untergeordnete Idee in der politischen Beredsamkeit, so wird sie auch in der geistlichen angetroffen. Sie hängt darin sehr genau mit der Wahrheit zusammen, durch welche man auch gewöhnlich auf sie geführt wird. Das ist nämlich das Eigenthümliche des Christenthums, daß es die Wahrheit nicht durch Demonstration, sondern durch Fakta

beweiset; wie z. B. die Liebe Gottes, durch die Aufopferung seines Sohnes; die Unsterblichkeit, durch die Auferstehung Christi. Wird nun an diesen Thatsachen gezweifelt, so müssen sie durch ein historisches Zeugenverhör als wirklich erwiesen werden. Dergleichen Darstellungen haben das größte Interesse, weil die dadurch begründete Wahrheit in so genauer Verbindung mit den höchsten praktischen Ideen, mit Pflicht, Glück und Tugend steht. Außerdem gehören zu dieser Kategorie diejenigen Stellen, sey's der politischen, sey's der geistlichen Reden, worin die Beschaffenheit einer Person oder einer Sache geschildert wird, um darauf eine der höheren Ideen anzuwenden.

Dreizehntes Kapitel.

Von dem Entwurf und der Eintheilung der Rede.

Durch Aufstellung der rhetorischen Ideen und Kategorieen, haben wir das Gebiet der Beredsamkeit, so zu sagen, ausgemessen, und den Stoff aufgefunden, den sie bearbeitet. Indem wir nun die erste Wirksamkeit dieser Ideen betrachten, werden wir auch die Form, wozu sich der rhetorische Stoff gestaltet, in

ihren ersten, allgemeinsten Grundzügen kennen lernen. Dies ist die Lehre von dem Entwurf und der Eintheilung der Rede, worüber gewöhnlich sehr gute und richtige, aber größtentheils nur logische Regeln gegeben werden, die daher auch nur die Form betreffen, und darin zwar das Gute von dem Schlechten unterscheiden lehren, den Weg aber nicht zeigen können, auf welchem man Jenes finden und Dieses vermeiden kann. Wir wünschten hier beides zu vereinigen, und diese Materie nicht nur auf eine formale, sondern auch auf eine reale Weise zu erörtern. Dies muß uns gelingen, da wir die Beredsamkeit als ein Verfahren nach Ideen begreifen, in denen sowohl der Stoff, als die Form des Hervorzubringenden enthalten ist, da wir folglich beides nie von einander trennen, und daher auch bei dieser Lehre nicht nur wie eingetheilt, sondern auch was eingetheilt werden soll, bestimmen können.

Wir denken uns also einen Mann, der das Vermögen besitzt, ethische Ideen in großer Kraft und Lebendigkeit zu erzeugen, und der von dem Wunsche beseelt wird, diese Ideen in der Wirklichkeit darzustellen, oder vielmehr die Wirklichkeit nach diesen Ideen umzuschaffen. Er kann sich dazu keines andern Mittels bedienen, als seiner Ideen selbst, und ihres Aus-

drucks durch die Sprache; und er weiß, sein Unternehmen wird nur dann gelingen, wenn er nicht etwa den Leidenschaften des Zuhörers huldigt, sondern sich den Ideen desselben — dem Höchsten und Besten in ihm — unterwirft. Er denkt sich also seinen Zuhörer, und zwar zuerst nur mit den bloßen Grundzügen seiner ethischen Natur, und mit jenen Forderungen, die jeder Mensch an sich selbst macht, seine Pflicht zu erfüllen, sich zur Tugend zu bilden, sein Glück zu gründen. Er denkt sich, wenn er zu Mitgliedern des Staates oder der Kirche spricht, diese Ideen in der verschiedenen Gestalt, die ihnen ein jedes dieser Verhältnisse giebt. Jeder Staatsbürger will, nach der Voraussetzung des politischen Redners, Recht und Gerechtigkeit gehandhabt wissen, das Gemeinwohl befördern, und sich Verdienst erwerben; jeder Christ will, nach der Voraussetzung des kirchlichen Redners, das Gesetz Gottes erfüllen, sich zur Aehnlichkeit mit ihm erheben, und der ewigen Seligkeit fähig werden. Daß diese Ideen in jedem Zuhörer herrschend sind, setzt der Redner voraus; und sollte er sich irren, sollte wirklich keine derselben in keiner der angegebenen Gestalten in demselben existiren — was nach unserer Behauptung unmöglich ist — so wäre dies zuversichtliche Voraussetzen das beste Mittel, sie zu erzeugen;

denn wie man den Menschen besser behandelt, wird er besser.

Hat sich der Redner solchergestalt den Zuhörer vergegenwärtigt, so wird er es zweckmäßiger finden, entweder seine Idee nur auf Eine, sey's der höheren, sey's der untergeordneten Ideen zu beziehen; oder sie mit mehreren derselben in Verbindung zu setzen. Die Reden, die auf die erste Weise gebildet werden, möchte ich einfache nennen; diejenigen die auf die zweite Art entstehen, zusammengesetzte. In den einfachen herrscht Glück, Tugend, Pflicht, oder unter Leitung derselben Wahrheit, Möglichkeit, Wirklichkeit allein. In den zusammengesetzten Reden geht z. B. Wahrheit voran, und es folgt Tugend und Glück; oder welches die Ordnung seyn mag, die der Idee und den Verhältnissen angemessen befunden wird.

Und nun fängt der Redner ganz einfach und natürlich damit an, daß er seine Absicht im Allgemeinen angiebt, und von den Ideen oder Kategorieen, sey's Eine, sey's mehrere, bezeichnet, worauf er sie beziehen will: dies, und nichts anderes, ist das Exordium. Sein Charakter ist Klarheit und Offenheit: man kündigt dem Zuhörer den Kampf an und sagt ihm, auf welchem Punkt man ihn angreifen wolle; und man kann es, da man mit ehrlichen Waffen ficht, und

da der Vortheil immer auf der Seite des Besieg-
ten ist.

Da bei den Alten der Gegenstand, worüber ein Redner sprechen wollte, gewöhnlich schon dem Zuhörer bekannt war, so mußten die Exordien, in so fern sie eine Ankündigung desselben enthielten, natürlich sehr kurz seyn; und wenn sie eine größere Ausdehnung bekamen, so geschah es nur, weil der Redner sich unter den obwaltenden Umständen vortheilhaft darstellen, oder gewisse Vorurtheile, seine Person betreffend, die ihm das Gelingen erschweren konnten, hinwegräumen wollte. Diesen Vortheil, der in der Bekanntschaft mit dem Gegenstande und in einer äußeren Veranlassung liegt, gewähren dem geistlichen Redner die christlichen Festtage, und auch, wenigstens zum Theil, der biblische Text. Denn dieser, wenn er anders richtig gewählt ist, enthält schon die besondere Idee des Redners, welche mit geringer erklärender Nachhülfe deutlich daraus hervorspringt. Auch ist sie darin schon oft mit den Umständen und Verhältnissen verwebt, worauf sie damals angewendet wurde, und man braucht sich diese nur zu vergegenwärtigen, um in den jetzigen Zeiten die gleichen oder ähnlichen zu entdecken, auf welche sie ihren Einfluß äußern soll. Da also der Text nicht nur die Idee,

sondern auch schon die Umgebungen, in denen sie sich entfalten soll, anzeigt, so kann ein so bedeutender Vortheil die Exordien sehr abkürzen, zumal da sie der geistliche Redner nicht durch die Versicherung, daß seine Absichten rein sind, wie der politische, zu füllen braucht. Denn erstlich spricht dafür am besten der ganze Sinn und Zusammenhang seiner Predigt, und noch mehr seines Lebens; und zweitens, da er immer als der Gesandte eines Höheren, und nie in seinem eigenen Namen auftritt, so geziemt es ihm auch nicht, für sich ängstlich besorgt zu seyn. Was das Exordium so oft verlängert, ist die Darstellung der Wahrheit, oder Wirklichkeit, womit man sich, in der Absicht zu interessiren, ohne auf die Forderungen der sittlichen Natur des Menschen zu achten, an seine Wißbegierde wendet. Ich kann diese Methode nicht billigen, und glaube, daß sie nur in seltenen Fällen befolgt werden darf. Erstlich wird dadurch auf die bloße Vorbereitung zur Idee, eine Zeit verwendet, die man besser zu ihrer Entwickelung benutzen könnte. Zweitens liegen die Vorstellungen, wodurch man das Thema vorbereiten will, dem Gemüthe oft eben so fern, als das Thema selbst, so daß man eben so gut dieses gebrauchen könnte, um jene herbei zu führen. Drittens endlich, da die Wißbegierde dem sittlichen

Interesse untergeordnet ist, oder seyn soll, so gewinnt der Redner die Zuhörer ja am sichersten für seine Idee, wenn er sie sogleich mit einer der höheren praktischen Ideen in Verbindung bringt, welches ohne lange Umschweife geschehen kann.

Man kann am Ende des Eingangs die zwei, oder drei Theile ankündigen, welche die eigentliche Entwickelung enthalten; denn warum sollte man nicht sowohl diese, als jede andere Gelegenheit sorgfältig benutzen, um der Aufmerksamkeit des Zuhörers zu Hülfe zu kommen, und um ihm die Auffassung des Ganzen zu erleichtern? Wenn er seine Aufmerksamkeit zu sehr anstrengen muß, so läßt sie entweder ganz nach, oder es geschieht die Wirkung allein auf das Erkenntnißvermögen und nicht auf den Willen, welches eben so schlimm ist, als wenn gar keine erfolgte.

Wenn wir in den Reden der Alten diese Sitte nicht beobachtet, und keine Ankündigung des Plans und der Eintheilung finden, so konnte dies aus zwei Ursachen herrühren. Erstlich, war ihnen durch die Veranlassung, bei welcher sie sprachen, weit mehr als dies beim geistlichen Redner der Fall ist, der Gang vorgeschrieben, zu dem sie sich bequemen mußten, und da dieser, zumal bei dem Redner vor Gericht, fast immer derselbe war, so schien es unnöthig, ihn an-

zukündigen. Zweitens, und dies scheint mir die Hauptursache zu seyn, hätte ein solches Feststellen des Plans, von einem Studium und einer Vorbereitung gezeugt, deren Schein sie eben so sorgsam vermieden, als sie den des Extemporirens zu erhalten suchten; denn sie hatten es mit einem argwöhnischen Publicum zu thun, das eine solche Vorbereitung nur der Absicht zu täuschen zugeschrieben hätte. Anders aber ist es bei dem geistlichen Redner, der seinen redlich angewendeten Fleiß immerhin durchblicken lassen mag, weil dadurch beim Zuhörer nichts anderes entstehen kann, als die Erwartung einer um so gründlichern Belehrung. Hat jedoch der geistliche Redner seine Gründe, den Plan, den er sich entworfen hat, zu verschweigen, so kann er sich dieser Freiheit bedienen; denn es ist zwar nothwendig, daß man danach strebe seine Gedanken auf das lichtvollste und beste zu ordnen; nicht aber daß man zuvor anzeige, wie man sie geordnet hat.

Doch welches ist das Princip dieser Eintheilung? Um mit der einfachen Rede anzufangen, so enthält diese so viel Haupttheile als es Hauptvorstellungen giebt, wodurch die Absicht des Redners mit einer, sey's der höheren, sey's der untergeordneten Ideen verbunden wird. In der Reinhardschen Predigt, z. B., daß die würdige Feier des heil. Abendmahls

eine Quelle der edelsten Freuden sey, wird die Absicht des Redners einzig und allein auf die Glücks-idee bezogen und mit ihr durch folgende Vorstellungen verbunden: Die würdige Feier des heiligen Abend-mahls gewährt uns den Anblick unseres Mittlers in seiner rührendsten Größe; sie erweckt uns zum Be-wußtseyn des würdigsten Berufs; sie giebt uns das Gefühl der ehrenvollsten Gemeinschaft; sie belebt uns zu den seligsten Hoffnungen. Ist Pflicht die einzige herrschende Idee, so zerfällt die Rede in so viel Haupt-theile als der Redner Vorstellungen anwendet, um anschaulich zu machen, daß die von ihm empfohlne Gesinnung oder Handlungsweise, Pflicht sey. Ist Tu-gend die herrschende Idee, so kann die Rede nach den verschiedenen Triebfedern zu einer besonderen Tugend, oder nach den verschiedenen Merkmalen, wodurch sie mit der allgemeinen Tugendidee verschmilzt, eingetheilt werden.

Aber die einfache Rede kann auch nach einer der untergeordneten Ideen, Wahrheit, Möglichkeit, Wirk-lichkeit construirt seyn, sobald nur der Zusammenhang derselben mit den höchsten Ideen gleich Anfangs ein-leuchtend und bestimmt festgestellt worden. Es stehen z. B. die falschen Vorstellungen, welche sich Christen von der göttlichen Vorsehung, oder von der Wirksam-

keit

keit des Gebets machen, ihrer religiösen und morali- schen Entwickelung im Wege; von diesem Gesichts- punkte aus kann eine Belehrung über Vorsehung und über die Wirksamkeit des Gebets nach der Idee Wahr- heit, der einzige Gegenstand der Rede seyn. Doch darf eine solche Belehrung nicht in eine vollständige Abhandlung ausarten, sondern man muß nur dasje- nige anführen, was in praktischer Rücksicht besonders wichtig ist, was einer Widerlegung, oder Berichti- gung bedarf.

Auf die Idee der Möglichkeit kann in einer poli- tischen Rede alles bezogen werden, um zu zeigen, daß ein gethaner Vorschlag, der das Staatswohl augen- scheinlich befördert, auch ausführbar sey. Eben so in der geistlichen, um die Entschuldigungen zu ent- kräften, die für einen Fehler aus der Unmöglichkeit ihn zu vermeiden, und für die Unterlassung einer Tu- gend, aus der Unmöglichkeit sie auszuüben, herge- nommen sind. Natürlich muß man auch hier nur die Einwendungen bestreiten, welche der Zuhörer wirklich macht, oder doch leichtlich machen kann. Die Gründe dagegen sondern sich sodann in gewisse Hauptmassen ab, welche die Theile der Rede bilden.

Eben so kann auch die Idee der Wirklichkeit, auf eine der höheren bezogen, in der Rede herrschen, wie

das gewöhnlich vor Gericht der Fall ist. Hier werden die verschiedenen Beweise, daß eine Sache geschehen oder nicht geschehen sey, in mehrere Klassen zerfallen, und dies sind die Theile der Rede. Doch darüber belehren uns die alten Rhetoren mit einer Ausführlichkeit, die nichts zu wünschen übrig läßt. Auch in der geistlichen Rede kann die Wirklichkeit allein herrschende Idee seyn, erstlich, wenn der Redner ein angefochtenes Factum, das zur heiligen Geschichte gehört, beweisen, und zweitens, wenn er von einer bedeutenden Person oder Thatsache eine an praktischer Anwendung fruchtbare Schilderung entwerfen will. Im ersten Fall wird er ein solches Factum nicht gegen den Unglauben im Allgemeinen, sondern nur gegen die Zweifel seiner Zeitgenossen vertheidigen; er wird daher nicht die Einwürfe voriger Jahrhunderte, sondern nur die ihrigen vor Augen haben; er wird nach diesem Maßstabe, aus der Masse der Beweise die ihm zu Gebote stehen, eine Auswahl treffen, und diese sondern sich ihrer inneren Beschaffenheit nach, leicht in gewisse Klassen und Abtheilungen. Im zweiten Falle hebt der Redner diejenigen Eigenschaften und Merkmale einer Person oder einer Sache heraus, die der praktischen Absicht, welche die ganze Darstellung leitet, am angemessensten sind. So ist

die Wirklichkeit allein herrschende Idee in Reinhards Predigt: Wie der Ursprung der Gemeine Jesu beschaffen war; und er bezeichnet diesen Ursprung als: in seinen Quellen rein, in seinen Umständen wunderbar, in seiner Abzweckung edel, in seinen Folgen wohlthätig.

Eine besondere Manier, nicht sowohl in der Eintheilung selbst, als in der Art sie anzukündigen, findet man bei den französischen Rednern, insonderheit bei Massillon. Wo es nämlich ihr Hauptgeschäft ist, die irrigen Vorstellungen der Zuhörer zu bestreiten — und dies kann jede der herrschenden Ideen mit sich bringen, ob es gleich bei den drei höheren seltener der Fall ist, als bei den untergeordneten — in einem solchen Verhältnisse, sage ich, pflegen sie nicht diejenigen richtigen Vorstellungen anzukündigen, die sie entwickeln, sondern die irrigen, die sie bestreiten wollen. Man sieht, daß freilich beides auf Eins hinausläuft; denn die Anwendung dieser Manier setzt voraus, daß man sich Irrthümer und Gründe dagegen in gleiche und einander entsprechende Massen getheilt habe, und da macht es denn freilich keinen Unterschied, welche von beiden man ankündigt. Indessen bleibt doch immer etwas Mißliches in diesem Verfahren, weil es nämlich leichter ist, Wahrheiten, von denen man selbst

überzeugt ist, in einen gewissen Zusammenhang zu bringen, als unter der Menge verbreitete Irrthümer und Zweifel; und hat man sich diese nicht so geordnet, daß der Faden einer vollständigen Entwickelung der Wahrheit daran herunterlaufen kann, so wird man sie nie mit Erfolg bestreiten. Das Zerstückelte, Abgebrochene und Genierte, das man häufig in Massillons Predigten bemerkt, ist vielleicht diesem Verfahren, das bei ihm fast zur Gewohnheit geworden war, zuzuschreiben; daher mag es nur der geübte, gewandte Redner, und selbst dieser nur in wenigen Fällen anwenden. Am sichersten ist es immer, seine eigene Ueberzeugung, obgleich mit Rücksicht auf die herrschenden Irrthümer, gleich Anfangs hinzustellen, und diese nur da zu bestreiten, wo sie sich in Entwickelung der eigenen Gedanken von selbst darbieten.

Häufiger aber als die einfachen Reden, deren Eintheilung uns beschäftigt hat, sind die zusammengesetzten, wo mehrere Ideen in gleicher Würde neben einander gestellt werden. Auch fällt es in die Augen, daß sie viel nachdrücklicher sind als jene, und sicherer zum Ziele führen. Denn hält der Redner seine Idee mit denen des Zuhörers nur von einer Seite zusammen, so kann der Versuch, ihm die Identität derselben zu zeigen, vielleicht mißlingen. Um ihn ganz zu

gewinnen, muß man ihn von mehreren Punkten aus, stets zu demselben Ziele führen; die Idee des Redners muß sich so lange, wenn ich so sagen darf, um die Idee des Zuhörers herum winden, bis sie ganz mit ihr zusammengeflossen ist. Von den zusammengesetzten Reden nun versteht es sich von selbst, daß sie so viel Theile haben als herrschende Ideen; von diesen Theilen kann aber wiederum ein jeder als eine einfache Rede angesehen, und nach denselben Grundsätzen getheilt werden, wodurch denn das, was in der einfachen Rede einen Hauptheil abgegeben hätte, in der zusammengesetzten eine Unterabtheilung wird. Eine gewöhnliche Methode ist hier, mit der Wahrheit oder Wirklichkeit anzufangen, um über den Gegenstand, wovon man sprechen will, das gehörige Licht zu verbreiten, und alsdann zur Erweckung eines höheren Interesse, die Tugend-, Glücks- oder Pflichtidee folgen zu lassen. Dies ist die fast zu häufig vorkommende Eintheilung, wo man redet erstlich von dem Wesen, und zweitens von den Wirkungen. Wenn aber Wahrheit und Wirklichkeit nicht von einem sehr geübten Meister behandelt werden, bekommt ihre Darstellung oft etwas Kaltes und Schleppendes, und der Zuhörer bleibt gleichgültig für einen Gegenstand, von dem man ihm zwar richtige Begriffe beibringt, dessen

Beziehung auf die höheren Forderungen seiner sittlichen Natur man ihm aber nicht anschaulich macht. Oder man läßt sich verleiten, weil man selbst Kälte und Trockenheit fühlt, die höheren Antriebe, die erst später erscheinen sollten, schon in diese Entwickelung zu verweben; und hat so die selbst gesteckten Grenzen überschritten, und sich den Inhalt der folgenden Abtheilungen, die man nun nicht mehr zu füllen weiß, vorweggenommen. Anstatt daher Wahrheit und Wirklichkeit in gleichen Rang mit den höheren ethischen Ideen zu stellen, möchte es oft zweckmäßiger seyn, sie diesen unterzuordnen; Glück, Pflicht oder Tugend zu Hauptttheilen zu machen, und die Darstellung der Wahrheit und Wirklichkeit nur da einzuschalten, wo sich in Entwickelung jener höheren Ideen das Bedürfniß derselben sichtbarlich zeigt. Einige Gegenstände giebt es aber auch, in welchen die Idee der Wahrheit oder Wirklichkeit ein so entschiedenes Uebergewicht hat, daß man sie durchaus zur herrschenden machen, und was man in Beziehung auf Glück, Tugend und Pflicht zu sagen hat, in die einzelnen Entwickelungen des Wahren oder Wirklichen verweben muß.

In gar mannigfaltiger Folge und Abwechselung werden auf diese Weise die sechs rhetorischen Ideen nebeneinander gestellt. Die Gegenwirkung, die der

Redner vom Zuhörer erwartet, bestimmt ihn bald mit dieser, bald mit jener anzufangen, und die anderen so, oder so, darauf folgen zu lassen, und deshalb kann über einen solchen Plan keine allgemeine Regel festgestellt werden, weil die jedesmaligen Umstände und Verhältnisse einen so großen Einfluß darauf haben: es ist ein Entschluß, welchen die ethische Kraft nach Maßgabe der Veranlassungen faßt, die sie dazu auffordern. Nur wie das Beispiel der Helden zur Tugend, so kann die Ideenfolge großer Redner zu einem gleich einsichtsvollen, kräftigen Verfahren ermuntern. Demosthenes z. B. in der ersten Rede gegen den Philipp, hebt mit der Idee der Möglichkeit an, er zeigt, wie sich bei ferneren Unternehmungen ein glücklicher Erfolg erwarten lasse, und wie er fortschreitet, schwinden die Zweifel seiner Zuhörer, ihre Brust erweitert sich, und füllt sich mit Hoffnung und Muth. Aber der Redner bleibt nicht bei allgemeinen Betrachtungen stehn; er geht in das Einzelne und legt dem Volke einen umständlichen Plan alles dessen vor, was zu thun sey. So ist der Verstand befriedigt, so sind die Gemüther gehoben, und offen für die höheren Ideen von Staatswohl, von bürgerlichem Verdienst, wodurch sie nun fortgerissen werden. Keine Folge von Ideen ist aber von so unwi-

derstehlicher Kraft, als die in der Rede für den Ktesiphon, wo zuerst nach der Idee der Möglichkeit gezeigt wird: der Redner habe den Ausgang der Sachen bei Chaeronea, durchaus nicht voraussehen können, und wo er darauf die Idee der Tugend und der Pflicht so überraschend folgen läßt, indem er behauptet: hätte er auch alles vorausgesehen, er hätte doch nicht anders rathen dürfen. Mit diesem bewundernswürdigen Fortschritt hat die bekannte Eintheilung der Rede Cicero's für den Milo, nach den Ideen Wirklichkeit und Recht einige Aehnlichkeit.

Auf eine höchst seltene Weise ist in des Demosthenes Rede über die Angelegenheiten im Chersones, die Idee des öffentlichen Vortheils, mit der des Rechts nicht zusammengestellt, sondern verflochten. Denn indem er nach der ersten zeigt, daß man die Armee, die Diopeithes in jenem Lande kommandirt, nicht müsse auseinandergehen lassen, entschuldigt er zugleich nach der zweiten den General wegen der Gewaltthätigkeiten die man ihm Schuld gab: ein Verfahren, wozu vermuthlich die Umstände ihn nöthigten, und das er mit außerordentlicher Sicherheit durchführt, das ich aber keinem zur Nachahmung empfehlen möchte, weil von den so verflochtenen Ideen gewöhnlich die eine der anderen Abbruch thun würde.

Vierzehntes Kapitel.

Erste Grundzüge zur Skizze des Redners.

Es ist für die Wissenschaft der Moral bemerkt worden, daß es drei Seiten giebt von welchen sie aufgefaßt werden kann, und daß nur die Verbindung dieser verschiedenen Ansichten, eine vollkommene philosophische Darstellung derselben möglich mache. Man kann nämlich die Moral zuerst betrachten als die Aufzählung aller, von einem höchsten Gesetz abgeleiteter Gebote, die den Willen lenken sollen, und der Pflichten die sie demselben auferlegen. Zweitens entsteht die Frage, nach der Beschaffenheit des Subjects, das zur Erfüllung aller dieser Pflichten geneigt und tüchtig seyn würde; und nach dieser Richtung hin ausgearbeitet, wird die Moral eine Darstellung der idealischen Tugend, oder des idealischen Tugendhaften. Drittens wendet sich auch die Betrachtung auf das Product, welches der vollkommen Tugendhafte durch Erfüllung aller seiner Pflichten hervorbringt, und dieses wird nun das Hauptaugenmerk unter dem Namen, Glück, Glückseligkeit, höchstes Gut. Anstatt nun aber diese drei verschiedenen Gesichtspunkte zu verbinden, heben die Moralisten gewöhnlich nur Einen derselben

in ihren Darstellungen heraus, die deßhalb einseitig und unbefriedigend bleiben müssen. Denn setzt nicht die Summe aller zerstreuten Pflichten ein handelndes Subject voraus, worin sie sich concentriren, und zur Thätigkeit gelangen können; und sieht man dieses Subject handeln, was ist natürlicher als die Frage nach dem Product seiner Thätigkeit? — Diese bekannten Bemerkungen wiederholen wir, erstlich, um durch die Nebeneinanderstellung der drei verschiedenen Gestalten der Moralsysteme, mit den drei höchsten von uns angegebenen rhetorischen Ideen, die Annahme dieser letzteren zu rechtfertigen; zweitens aber, weil sich aus diesen Grundsätzen auch Regeln für die Behandlung der Rhetorik ergeben. Wenn diese nämlich, wie wir behaupten, nur eine weitere Ausführung der Moral ist, so würde in ihr, wie in jener, die Vereinzelung der Gesichtspunkte ein Fehler seyn, und die Zusammenfassung derselben erfordert werden. Wir haben bisher diesen Theil der Moral, den man Rhetorik nennt, nach dem Gesichtspunkte der Pflicht bearbeitet. Denn wir fingen an mit Aufstellung eines Gesetzes, dessen Anwendung wir gezeigt, und aus dem wir schon mehrere einzelne Gebote hergeleitet haben; und wir glaubten, der größeren Deutlichkeit halber diesen Weg nehmen zu müssen. Cicero und Quincti-

lian, so scheint es, denjenigen Philosophen zu verglei=chen, welche die Moral nach der Tugendidee bear=beiten, bezwecken besonders die Darstellung des vollen=deten Redners, den Quinctilian sogar seit der Zeit des ersten Schulunterrichtes schildert. Dadurch aber kommt in ihre Darstellungen etwas Schwankendes, weil man so, zwar mit der Beschaffenheit eines sol=chen Subjects hinlänglich bekannt wird; von seinem Handeln aber sich keinen bestimmten Begriff machen kann, weil die Richtschnur desselben verborgen bleibt. Wenn wir nun diesen Fehler, wie gesagt, durch Auf=stellung fester Grundsätze zu vermeiden gesucht haben, so müssen wir uns auch hüten, in den entgegengesetz=ten zu verfallen, der darin bestehen würde, die Be=schaffenheit des Redners zu vergessen. Die Darstel=lung desselben ist um so nothwendiger, weil es schei=nen könnte, als genüge ihm bloße Kenntniß und ta=lentvolle Befolgung der von uns angegebenen Vor=schriften, und als käme seine sittliche Beschaffenheit nicht weiter in Betracht: welches, wenn es sich wirk=lich so verhielte, unser Unternehmen, die Rhetorik als einen Theil der Moral zu bearbeiten, vereiteln würde. So verhält es sich aber nicht, und die Befolgung aller dieser Vorschriften ist ohne sittliche Kraft des Charakters, ohne Tugend, und bei dem geistlichen

Redner, ohne das innere Leben des Glaubens, unmöglich.

Denn es besteht ja die Wirksamkeit des Redners in einem kräftigen Lenken der Gemüther, und diesem Geschäft ist er nicht gewachsen, wenn ihm nicht das Ziel, wohin er sie lenken will, deutlich vorschwebt, und wenn er selbst nicht lebhaft begehrt es zu erreichen. Er muß, in einem Worte, das Vermögen der sittlichen Ideen besitzen, und diese gehören zum Charakter. Die Phantasie ist freilich die Erzeugerin derjenigen Ideen, woraus die Schöpfungen in dem Gebiete der Kunst hervorgehen. Obgleich, wie es mir scheint, selbst ihre Gebilde immer etwas Schwankendes und Unsicheres behalten, wenn sie nicht von Charakterkraft unterstützt werden. Wie aber der Wille der Gegenstand ist, den die Beredsamkeit bearbeitet, so geht sie auch aus dem Willen hervor. Man nehme nur den geistlichen Redner: wo wird er Stoff zu seinen Vorträgen finden, wenn ihm nicht seine eigene Heiligung, wenn ihm nicht der moralische und religiöse Zustand der Menschen am Herzen liegt, wenn er nicht eifrig wünscht, die Mängel desselben zu verbessern? Nur wer von diesen Trieben beseelt, an sich selber arbeitet, und die Menschen in der Absicht betrachtet, sie zu einem höheren Grade von Vollkom-

menheit zu erheben, nur in dem werden sich in steter Fülle, Ideen erzeugen, die sich auf das höchste Ziel des reinen menschlichen Willens mit Leichtigkeit beziehen lassen; und dies sind doch gewiß sittliche, fromme und christliche Antriebe. Ja sie setzen schon einen höheren Grad von Sittlichkeit voraus, der sich über das, was man gewöhnlich Tugend nennt, nämlich Enthaltung vom Bösen und schuldloses Leben, weit erhebt. Denn wenn es sittlich schön ist, für sich selbst immer das Beste und Würdigste zu wollen, so ist es noch bei weitem schöner, mit diesem zugleich auch das Beste und Würdigste für alle Menschen zu begehren. Dieser Wunsch kann in einem Menschen fehlen, und er ist deshalb nicht sittlich schlecht; demjenigen aber, den er ganz beseelt, wird man einen höheren Grad moralischer Vollkommenheit zugestehen müssen. Es ist daher auch gewiß keine gehässige Anklage, wenn man eine geistliche Rede eines Mangels an solchen sittlichen Ideen beschuldigt, welche nur eine, stets mit dem Wohl der Menschheit beschäftigte Gesinnung erzeugen kann. Sich selbst aussprechen, gewisse Lieblingsansichten mit Selbstgefälligkeit ausmalen, kann nicht geradezu für ein Laster ausgegeben werden; gewiß aber ist es der Beweis einer unausgebildeten Gesinnung, die nicht fähig ist, sich selbst

zu vergessen um nur in dem Wohl anderer zu leben; es ist eine Abwesenheit jener höheren Charakterkraft, wodurch der Redner seinen Stoff produciret, und welche wir, da man das Schöpferische im menschlichen Geiste überhaupt mit dem Ausdruck Genie bezeichnet, sittliches Genie nennen möchten. Vergebens ist also das Gebot: Beziehe deine Ideen auf die höchsten menschlichen Ideen, demjenigen ausgesprochen, der in seine eigenen Empfindungen, Phantasieen und Gedankenverknüpfungen versenkt, nicht den heroischen Trieb fühlt, die Herzen zu ergreifen und sie veredelnd umzubilden; denn es fehlt ihm am ersten und nothwendigsten, an Ideen, und statt dieser wird er in Bildern umhergaukeln, in Empfindungen zerschmelzen, oder ganz interessante Lehrvorträge halten, die aber ohne Wirkung auf den Willen bleiben.

Auch von dem Redner in Staatsverhältnissen gilt das nämliche, was von dem geistlichen gilt. Wenn er nicht mit uneigennütziger Liebe an seinem Vaterlande hängt, und von dieser angetrieben wird, theils die inneren Verhältnisse desselben genau zu studieren, theils der Veränderung der äußeren aufmerksam zu folgen, wie soll er in wichtigen und schwierigen Fällen sogleich heilsame Vorschläge und richtige Ansichten finden? Er wird wie die Athieniensischen Redner bei

der Nachricht, daß Philipp Elatea genommen hatte, verstummen. „Denn jener Tag, und jene Veranlassung erforderte, wie Demosthenes sagt, einen Mann, der die Begebenheiten vom Anfang an verfolgt hatte, und richtig schloß, weshalb und zu welchem Zweck Philipp jenes gethan.“ Und er, der einzige, der an diesem Tage sprach, Demosthenes, wodurch hatte er sich diesen schärferen Blick erworben, als durch seine Vaterlandsliebe, worin er alle seine Mitbürger übertraf? Zwar könnte man sagen, in Ermangelung der Liebe zum Vaterlande, würden Eigennutz, Haß und Freundschaft, vorgefaßte Meinungen, politische Systeme, es nie dem Redner an Ideen und Vorschlägen fehlen lassen. Vielleicht; doch hier tritt die große Schwierigkeit ein, daß nun auch diese Absichten dem höchsten Zwecke des staatsbürgerlichen Willens unterzuordnen sind, und dies ist ungemein schwer, wenn sie nicht schon in der Abhängigkeit von demselben entstanden, sondern von anderen minder edlen Motiven eingegeben sind. Damit die Plane seiner Selbstsucht gelingen, muß sie der Redner, wie wir früher bemerkten, in Zusammenhang mit den höchsten sittlichen Ideen bringen; und ist dieser Zusammenhang nicht natürlich, sondern erkünstelt, so muß oft das größte Talent an dem Unternehmen scheitern den Betrug

durchzuführen *), und sein Gewebe wird von einem anderen Redner zerrissen, der vielleicht mit weniger Kraft spricht, dessen Ideen aber auf dem Grund und Boden der Vaterlandsliebe gewachsen sind. Ein schönes Beispiel hiervon sind die beiden Reden die, nach dem Sallust, vom Cäsar, und vom Cato im Römischen Senate über das Schicksal der Mitverschwornen Catilinas gehalten wurden. Was ist feiner angelegt als Cäsars Rede, wie schlau weiß er Edelmuth, Gesetze, Staatsvortheil da geltend zu machen, wo es ihm bloß darum zu thun war, sich Werkzeuge seiner ehrsüchtigen Plane zu erhalten! Mit weniger Kunst, aber mit größerer Kraft dringt der biedere Cato durch, und der ganze Senat stimmt ihm bei. Und so wird denn durch unsere Betrachtungen, und durch das Beispiel des späteren Cato, jene Definition des Redners gerechtfertigt, die nach Quinctilian vom älteren Cato herrührt **), und die unstreitig die beste ist, welche vom Alterthum auf uns gekommen ist: Der Redner ist ein rechtschaffener Mann, der zu reden versteht.

*) Das Unmoralische in der Absicht verräth sich durch Ungereimtheit in der Gedankenverknüpfung. *Ἐπειδάν τις, οἶμαι, κακουργῶν ἐπὶ μὴ προσήκοντα πράγματα τοὺς λόγους μεταφέρῃ, δυσχερεῖς ἀνάγκη φαίνεσθαι.* Demosth. adversus Leptinem, p. 100. ed. Wolf.

**) Instit. XII. 1.

Zwei:

Zweites Buch.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

[illegible]*), und sein Gewebe wird von einem anderen Redner zerrissen, der vielleicht mit weniger Kunst redet, dessen Ideen aber auf dem Grund und Boden der Vaterlandsliebe gewachsen sind. Ein schönes Beispiel hievon sind die beiden Reden die, nach dem Sallust, vom Cäsar, und vom Cato im Römischen Senate über das Schicksal der Mitverschwornen [illegible] eingelegt [illegible] Rede, wie schlau weiß er Edelmuth, Gesetz, Staatsweisheit da geltend zu machen, wo es ihm doch darum zu thun war, sich Werkzeuge seiner ehrsüchtigen Plane zu erhalten! Mit weniger Kunst, aber mit größerer Kraft dringt der biedere Cato durch, und der ganze Senat stimmt ihm bei. Und so wird denn durch unsere Betrachtungen, und durch das Beispiel des späteren Cato, jene Definition des Redners gerechtfertigt, die uns Quintilian vom älteren Cato herleitet **), und die unstreitig die beste ist, welche vom Alterthum auf uns gekommen ist: Der Redner ist ein rechtschaffener Mann, der zu reden versteht.

*) Das Unvermögen in der Absicht verräth sich durch Ungeschicklichkeit in der Gedankenverknüpfung: Ἐπειδὰν τις, οἶμαι, [illegible] πράγματα τοὺς λόγους [illegible] φαίνεσθαι. Demosth. adversus Leptinem, p. 108. ed. Wolf.

**) Instit. XII, 1.

Zwei-

Erstes Kapitel.

Von dem Affekt und der Leidenschaft.

Ehe wir weiter gehn, werfen wir einen Blick auf den Weg, welchen wir bereits zurückgelegt haben.

Es war unsere Absicht, ein höchstes Princip zu suchen, das in die zerstückelte und unzusammenhängende Theorie der Beredsamkeit Einheit und Zusammenhang brächte. Zu diesem Ende machten wir eins ihrer Merkmale, das Streben nach außen zu wirken, zu ihrem Hauptcharakter, und fanden so, daß sie auf ethischem Grund und Boden stehe, und ein Handeln sey, daß wie es nur von Ideen ausgehe, sich auch nur an Ideen wenden könne. Die Entwickelung dieses einzigen Gedanken hat uns schon auf wichtige Resultate geführt, und viele Behauptungen, die in den gewöhnlichen Theorieen ohne Beweis aufgestellt werden, in eine systematische Einheit zusammengefaßt; eben so sind wir auch dadurch in den Stand gesetzt worden, manchen Irrthum in den herrschenden Ansich-

ten zu berichtigen. Wir haben gesehen, daß es überhaupt nur Eine Beredsamkeit giebt, und daß die bürgerliche mit der geistlichen durch die Einheit des Princips zusammenhänge, obgleich eine jede durch das Verhältniß, worin sie sich bewegt, verschieden modificirt werde; daß die Alten, nach einem höchst richtigen Gefühle, drei Gattungen der Beredsamkeit, nach den drei höchsten Ideen angenommen haben; wir haben durch die Aufstellung der Wahrheit, als einer untergeordneten rhetorischen Idee, das eine ihrer Merkmale, ihr Hinneigen zur Philosophie, wiedergefunden, zu gleicher Zeit aber, über die schwierige Frage, welches die Grenzlinie zwischen Philosophie und Beredsamkeit sey, wie wir uns schmeicheln, einiges Licht verbreitet; wir haben über den Entwurf und die Eintheilung der Rede Regeln angegeben, die ein Verfahren nach Ideen sind, und als ein solches vor der gewöhnlichen Eintheilungsmethode, die ein bloßes Verfahren nach Begriffen ist, den Vorzug verdienen; wir haben endlich, um unsre ethische Ansicht zu rechtfertigen, an verschiedenen Stellen bemerkbar gemacht, daß der Redner nur durch wahrhaft sittliche Gesinnung zur Ausrichtung seines Geschäfts fähig werde.

Und so hätte sich, wie wir glauben, unser ethisches Princip schon für denjenigen Theil der Rhetorik be-

währt, welcher die Lehre von der Erfindung und Anordnung enthält; denn alle Regeln, die mit Recht über diese Gegenstände gegeben werden können, fließen aus dem von uns aufgestellten höchsten Gesetz, das uns in seiner Entwickelung gezeigt hat, nicht nur wie ein Jegliches in diesem Theile der Beredsamkeit beschaffen sey, sondern auch warum es so und nicht anders seyn dürfe. Eben dieses für den jetzt folgenden Theil der Rhetorik, für die sogenannte Elocution auszuführen, scheint schon größeren Schwierigkeiten unterworfen. Denn da hier von Erregung der Affekte, oder wohl gar der Leidenschaften die Rede ist, wie, möchte man fragen, wäre ein solches Beginnen von einem ethischen Princip abzuleiten, ja, nur bei Annahme desselben, zu rechtfertigen? Ferner wird man hier, und zwar mit Recht, wenigstens die Grundzüge zu einer Theorie der Prosa erwarten; und es möchte scheinen, als ob ein ethisches Princip auf keine Weise darauf führen könnte. So scheint es; aber so scheint es auch nur; denn in der That ist dieser Theil der Rhetorik der Triumph der ethischen Ansicht, indem dadurch Probleme gelöst werden, die keine andere Ansicht zu lösen vermag.

Zuerst aber müssen wir über die Irrthümer klagen, wodurch diese Materie verunstaltet ist, und woran

die Alten eigentlich Schuld sind, welche, da sie jetzt überall gelobt werden, auch hier einmal einen verdienten Tadel hinnehmen mögen. Dieser Tadel fällt zuerst auf die Rhetoren, die dann aber die Anklage auf die Redner selbst, oder vielmehr auf die Umstände, worin diese sprachen, zurückschieben können. Die alte Beredsamkeit hat ihre Kraft und Bestimmtheit vorzüglich der Schnelligkeit zu danken, womit die Wirkung, gleich nach gesprochener Rede, erfolgte; eben darin aber lag auch ein Grund der Ausartung. Denn indem man für Ehre, Vermögen und Leben kämpfte, und da der Besitz oder Verlust dieser wichtigen Güter von der Wirkung der Rede abhing, so mußte man in dieser bedrängten Lage jedes Mittel gut finden, wenn es nur zum Zwecke führte; und wer kein edles Mittel erschwingen konnte, der mußte oft mit einem schlechten sich begnügen, zufrieden, wenn er nur seine Absicht erreichte, und ohne zu bedenken, daß er sie durch ein besseres, viel sicherer erreicht haben würde. Die Redner erlaubten sich daher mancherlei Kunstgriffe, um die Richter und das Volk irre zu führen, zu blenden, leidenschaftlich zu bewegen; diese Praxis, die nothwendig oft gelingen mußte, ging in die Theorie über, die sich hier nicht über die Praxis, die ihr vor Augen lag, zu erheben vermochte,

wie sie denn dies überhaupt nur selten im Stande ist; alle Kunststückchen zur Aufreizung der Gemüther wurden gesammelt, und in Reihe und Glied aufgestellt; und die Rhetoren, welche die Erregung der Leidenschaften, in ihrer Kunst für nothwendig hielten, lehrten zu diesem Ende, nicht Seelenleitung, nach Plato *), sondern wirkliche Seelenverführung. Dies thut Aristoteles in dem Abschnitt seiner Rhetorik, wo er von den Leidenschaften handelt; und Cicero spricht von den Mitteln, derer er sich zu ihrer Erregung bedient, mit einer Offenherzigkeit, worüber man erstaunen muß **). Eben so wunderbar aber ist es vielleicht, daß man ihnen und denen, die in denselben Ton einstimmen, aufs Wort geglaubt, und diese heillosen Kunstgriffe, in der bürgerlichen Beredsamkeit wenigstens, für nothwendig und unentbehrlich gehalten hat. Das Beispiel des Demosthenes allein, dünkt mich, hätte auf den Gedanken führen müssen, daß man sie entbehren, und statt ihrer andere Mittel gebrauchen könne, die nicht nur viel edler, sondern auch viel untrüglicher sind.

---

*) *Ψυχαγωγία.* Phaedrus p. 331. ed. Heindorf.

**) Qua (miseratione) nos ita dolenter usi sumus, ut puerum infantem in manibus perorantes tenuerimus; ut alia in causa, excitato reo nobili, sublato etiam filio parvo, plangore et lamentatione complerimus forum. Orator. C. 38.

Hätte dieser Redner eine Rhetorik geschrieben, sie würde gewiß anders als Ciceros rhetorische Schriften ausgefallen, und seines Lehrers Plato, der im Gorgias eine so strenge Ansicht der Beredsamkeit aufstellt, nicht unwürdig gewesen seyn. Aber die Beredsamkeit des Demosthenes ist, so wie sein Charakter, von einer Erhabenheit, die nothwendig verkannt werden mußte; und bei ihrer Unfähigkeit seine rhetorischen Mittel zu würdigen, haben die Alten, und wir nach ihnen, eben die Kunstgriffe in ihm zu entdecken geglaubt, die in den andern Rednern am Tage liegen.

Ich muß mir zu diesem Theil der Rhetorik durch eine psychologische Erörterung den Weg bahnen, und zwischen zweien Dingen einen Unterschied feststellen, die so verschieden sie auch sind, doch gemeiniglich verwechselt werden, nämlich zwischen Affekt und Leidenschaft. Die Bewegungen in unserm Gemüthe sind ihrer Natur, ihrer Dauer und ihrer Würde nach, sehr verschieden, je nachdem sie durch äußere Gegenstände, oder von Innen heraus erzeugt werden. Ein äußerer Gegenstand, oder die Vorstellung davon, erregt, wenn wir ihn begehren oder verabscheuen, in uns eine Bewegung, die man mit Recht Leidenschaft nennt, weil wir uns dabei leidend verhalten, und uns einer Wirkung hingeben, die von außen auf uns geschieht. Die-

ser Zustand kann in der That nicht gerechtfertigt werden, weil er eine Unthätigkeit der Vernunft voraussetzt, die zwar nicht immer verhindern kann, daß man einen Eindruck empfange, ihn aber doch beschränken, veredeln, und wenn er schädlich ist, unterdrücken soll. Auch ist dieser Zustand seiner Natur nach unruhig, verworren, und quälend für das Gemüth, welches durch das Gefühl seiner Abhängigkeit immer betrübt wird; seiner Dauer nach, ist er vergänglich, da er von einem vergänglichen Gegenstand hervorgebracht worden. Ganz verschieden davon ist die Erregung des Gemüths, die einer Idee ihre Entstehung verdankt; ich nenne sie Affekt und nicht Leidenschaft, weil der Geist sich hier durch seine Thätigkeit selbst afficirt, anstatt daß er dort unthätig einen äußeren Eindruck aufnahm. Doch auch diesen Ausdruck, Affekt, der mir noch manchem Mißverständniß unterworfen, und bei weitem nicht adäquat genug scheint, brauche ich nur, weil mir kein besserer bekannt ist. Was ich mir aber dabei denke, wird aus Folgendem klar werden. Unmöglich kann ein Gemüth, worin eine Idee lebendig geworden ist, diejenige Kälte behalten, welche bloße abstrakte Vorstellungen oder Begriffe zu begleiten pflegt; denn da die Idee die Vorstellung einer Thätigkeit und den Antrieb dazu in sich

enthält, so muß sie sich alle Kräfte der Seele aneignen, und sie nach einer bestimmten Richtung hin in Bewegung setzen; und aus dieser vereinigten Wirkung aller Fähigkeiten, aus der sie begleitenden Anstrengung, muß ein Zustand hervorgehn, der sich durch einen höheren Grad der Wärme und des innern Lebens auszeichnet. Soll aus der Idee eine Schöpfung im Gebiete der Kunst hervorgehn, so ist dieser Zustand das was man poetische, künstlerische Begeisterung nennt, die allgemein als etwas Gutes und Schönes anerkannt und geschätzt wird. Aber dieselbe Wärme begleitet auch alle ethischen Ideen die zur Thätigkeit durchzubrechen streben; nur das bloße Enthalten vom Bösen mag Kälte zur Begleiterin haben; wer etwas Großes und Gutes hervorzubringen strebt, wird nie ohne Eifer, ohne Affekt seyn. Möchte man doch diese schöne Erscheinung nie mit dem Namen Leidenschaft belegen; dieser deutet auf eine Unthätigkeit der höheren geistigen Vermögen, da hingegen der Affekt die höchste Thätigkeit der Vernunft, die die Erzeugerin der Ideen ist, voraussetzt. Auch ist die Wärme des Gefühls und der Leidenschaft unklar und verworren, einem trübe glühenden Feuer zu vergleichen; der Affekt hingegen, stets besonnen, stets auf den leisesten Wink der Vernunft aufmerksam, fähig sich selbst im rasche-

sten Gange aufzuhalten, ist dem Sonnenlicht zu vergleichen, das noch mehr Klarheit als Wärme mit sich führt. Eben deshalb, und weil der Affekt nicht das Gemüth in zwei streitende Parteien theilt, wie die Leidenschaft, sondern alle Kräfte und auch die Empfindungen des Herzens in der schönsten Eintracht mit der Vernunft verbindet, ist er auch der allerseligste Zustand, zu dem sich der Mensch erheben kann. Daß er aber zugleich auch vollkommen moralisch ist, darüber scheint es unnöthig, noch ein Wort hinzuzusetzen. Er ist, zumal wenn er von ethischen Ideen erzeugt wird, die moralische Natur des Menschen selbst, und zwar in ihrem schönsten Glanz, ihrer höchsten Würde, und weit über jene Kälte erhaben, die man zuweilen vernünftig nennt, obgleich mit großem Unrecht, indem eine kräftige Wirksamkeit der Vernunft alle Kälte verbannen muß. Auch darin endlich unterscheidet sich der Affekt von der Leidenschaft, daß er eben so anhaltend als diese vergänglich ist. Denn da die Idee, welche ihn erzeugt, sich nie durch eine einzige Darstellung, sondern nur durch eine fortlaufende Reihe derselben erschöpfen läßt, und also für lange Zeit, ja wenn sie eine moralische ist, für ewig existirt, so theilt sie dem sie begleitenden Affekt diese Eigenschaft und diese Dauer mit.

Anstatt nun zwei so ungleichartige Erscheinungen, wie die eben beschriebenen, gehörig zu sondern, nennt man gewöhnlich alles, was von einigem Feuer und einiger Lebendigkeit begleitet wird, leidenschaftlich; und durch den nachtheiligen Nebenbegriff, der in diesem Worte liegt, wird oft das Schönste und Vortrefflichste herabgewürdigt. Man sollte daher Demjenigen, der einer Kunst oder einer Wissenschaft ergeben ist, so bald er nur fähig ist Etwas selbstständig darin hervorzubringen, nie eine Leidenschaft zu dieser Kunst oder Wissenschaft zuschreiben; seine Liebe ist ein Affekt, der durch Ideen erzeugt wird; und eine Leidenschaft für eine Kunst hat nur Derjenige, der das Anschaun ihrer Schöpfungen als einen Gegenstand des Genusses begehrt, ohne dadurch zu einer besondern Thätigkeit des Geistes aufgeregt zu werden. In den geselligen Verhältnissen der Menschen ist auch nicht jede Liebe eine Leidenschaft; sie ist es nur dann, wenn sie nach dem Besitz des Geliebten, als nach dem eines Eigenthums strebt, das sie erwerben und festhalten will; sie ist etwas bei weitem höheres, sie ist ein Affekt, so bald ihr die Idee einer ewigen Verbindung zum Grunde liegt, eine Idee, die weder durch trennende Umstände gestört werden, noch durch den irdischen Besitz erkalten kann. Ueberhaupt sollte das Han-

deln der Menschen nie leidenschaftlich, aber immer affektvoll seyn; es sollte nie das Feuer verrathen, welches ein äußerer Gegenstand angezündet hat, aber stets von jener milden und klaren Wärme beseelt seyn, die Alles begleitet, was aus dem Innern des Geistes entspringt. Und so unterscheide man denn auch in der Beredsamkeit, das affektvolle Sprechen eines Mannes, der von einer Idee erfüllt ist, die er Andern in einem gleichen Grade der Klarheit und Wärme mittheilen will, von dem stets verdammungswürdigen Bestreben, Leidenschaften in ihnen zu erwecken.

Zweites Kapitel.

Daß es Pflicht des Redners sey, mit Affekt zu sprechen, und Affekt zu erregen.

Wenn wir in dem Vorigen erwiesen haben, daß der wahre Affekt niemals zu tadeln, sondern immer für etwas Schönes und Vortreffliches zu halten sey, so gehn wir jetzt noch weiter, und behaupten: er sey dem Redner so nothwendig, daß er ohne Affekt nie sprechen sollte. Denn nur darum tritt er vor einer Versammlung auf, damit er ihr die Idee mittheile,

von welcher er durchdrungen ist; und diese Idee, wenn es wirklich eine ist, muß von Affekt begleitet seyn; vermißt man diesen in ihm, so ist man auch berechtigt vorauszusetzen, daß er von keiner Idee beseelt sey; daß er etwas zu wollen und zu unternehmen scheine, in der That aber nichts mit Bestimmtheit wolle, und also mit sich selbst in Widerspruch stehe; daß er sein Geschäft nur aus Noth, wie ein Tagelöhner, oder mit Hinterlist, wie ein Volksverführer, oder mit frostiger Eitelkeit, wie ein Schönsprecher treibe; und keine von diesen ganz billigen Voraussetzungen kann wohl den Zuhörer bewegen, den Mann zu achten, und ihm sein Herz zu öffnen. Was wir übrigens von dem Unterschied zwischen Affekt und Leidenschaft gesagt haben, wird uns hoffentlich gegen den Vorwurf sichern, als forderten wir vom Redner fieberhafte Hitze, kränkliche Rührung, oder geschraubte Begeisterung; wir fordern Wärme mit Besonnenheit, Gefühl mit Vernunft, Nachdruck ohne Verzerrung, Licht und Feuer ohne Dampf; schöne Erscheinungen, die auch der gewöhnliche Zuhörer zu würdigen weiß, und von allem Nachgemachten und Uebertriebenen leicht unterscheidet.

Jeder, der voll von einer großen Idee vor das Volk getreten ist, hat mit Affekt gesprochen; mit dem

größten aber der, welcher die größten Ideen auszusprechen hatte, Christus; das Licht der Welt offenbart die ewige Wahrheit mit fortdauernder Begeisterung, die bald mild und sanft, bald donnernd und zerschmetternd erscheint: ein großes Beispiel für jeden kirchlichen Redner, das ihn von aller philosophischen Ruhe dispensirt, und ihm einen ähnlichen Affekt zur Pflicht macht.

Vorausgesetzt nun, daß es Mittel giebt, den Affekt Anderen mitzutheilen, so ist offenbar, daß der Gebrauch dieser Mittel niemals schädlich, sondern stets nur heilsam seyn kann. Denn es wird ja dadurch keinesweges das blinde Gefühl zu einer Lebendigkeit emporgetrieben, welche die Vernunft unthätig macht; im Gegentheil, es wird derselben untergeordnet, indem man es zwingt, zu ihren Zwecken mitzuwirken, und so entsteht innere Harmonie, der vollkommenste Zustand des Menschen. Auch die Furcht, daß man doch in Erregung des Affekts zu weit gehen könnte, scheint mir gänzlich ungegründet; denn er wird durch eine stärkere Thätigkeit der Vernunft erzeugt, in welcher es wohl kein Uebermaß geben kann, und der Gedanke muß das ausschweifende Gefühl augenblicklich in seine Grenzen zurückführen. Die Leidenschaft kann allerdings zu stark seyn, oder vielmehr sie

sollte gar nicht seyn; wie aber die Ideen der ethischen Vernunft von zu lebhaftem Affekt begleitet seyn könnten, wie es möglich wäre, daß dieselben Ideen, durch die Religion geheiligt, das Gemüth mit zu großer Gewalt ergriffen, das kann ich wenigstens nicht einsehn. Man braucht sich also, wenn man im Stande ist Affekt zu erregen, bei diesem Bestreben durchaus keine Schranken zu setzen; die menschliche Schwäche bringt es mit sich, daß man anstatt zu weit zu gehn, sich gewöhnlich wird vorwerfen müssen, zu wenig gethan zu haben. Und wollte man einwenden, daß der Affekt, wie jede lebhafte Stimmung, vorübergehend sey, so frage ich, ob man ihn deshalb für unnütz halten müsse, und ob nicht eine einzige Stunde, die man in der Begeisterung für das Höchste zubringt, ein schöner Gewinn sey? Aber dieser Einwurf selbst ist ungegründet; denn der Affekt verdankt nur der erhöhten Thätigkeit der Vernunft sein Daseyn; und diese ist durch die größere Ausbildung, die sie bekommen hat, immer im Stande ihn selbstthätig zu reproduciren.

Mit beständiger Ausschließung alles Leidenschaftlichen, und bei der Voraussetzung, daß der Affekt mitgetheilt werden könne, werden wir nun hoffentlich, ohne alles Aergerniß, die Behauptung aufstellen können,

nen, daß es Pflicht des Redners sey, Affekt zu erregen. Gesetzt er thäte aus Grundsatz oder Unvermögen darauf Verzicht, so wird sich seine Thätigkeit auf dasjenige beschränken müssen, was wir im ersten Buche dargestellt haben, nämlich auf den Erweis, daß seine besondere Idee in der allgemeinen Idee des Zuhörers enthalten sey, und daß dieser, wenn er Pflicht, Tugend und Glück wolle, auch diese oder jene Handlungsweise, wozu diese Ideen führen, wollen müsse. Was ist aber damit ausgerichtet? So gut wie gar nichts. Freilich könnte es dabei sein Bewenden haben, wenn im Menschen, seiner Natur nach, Wissen, Wollen und Vollbringen Ein und derselbe Akt wäre. Alsdann brauchte er nur zu wissen, daß er wollen soll, um zu wollen, und nur wollen, um zu vollbringen. So ist es aber nicht. Es giebt ein kaltes Wissen, das kein Wollen erzeugt, es giebt ein schwaches Wollen, das nie ins Vollbringen übergeht. Wozu führt also dies kalte Wissen und dies schwache Wollen, und wie könnte es dem Redner genügen, es hervorzubringen? Eben weil etwas zu Stande kommen soll, das noch nicht ausgeführt ist, weil er den Zustand des Staats und der Kirche verderbt oder doch unvollkommen findet, und ihn verändert wissen will, eben deshalb tritt er auf; dies ist der Zweck, auf den

er hinarbeiten muß, wenn er nicht mit sich in Widerspruch stehen will; und erreicht er ihn nicht, so hat er umsonst gesprochen. Damit er ihn aber erreiche, ist es nothwendig, daß die Idee des Zuhörers bis zu einem solchen Grad der Lebendigkeit gesteigert werde, wo sie sogleich ins Handeln übergehen kann; denn jenes Aufbrausen aller innerer Kräfte, welches wir Affekt nennen, bezeichnet den Augenblick, wo die Idee durchbricht und in die Wirklichkeit hervortritt. Wenn keinem Menschen das Vermögen ethischer Ideen abzusprechen ist, und doch so wenige nach Ideen handeln, so kommt es nur daher, weil ihnen der Affekt fehlt, welcher eben der Ring ist, der in der Kette menschlicher Thätigkeit Wollen mit Vollbringen verbindet. Sogleich soll die Gesinnung hervorgebracht und der Entschluß gefaßt werden, auf welche der Redner hinarbeitet, nicht nur wenn er vor dem Richter, vor Staatsbürgern, sondern auch, wenn er vor einer christlichen Versammlung spricht. Denn geschieht es nicht sogleich, wann wird es geschehn? Ein ander Mal? Warum aber aufschieben, was an sich gut ist? Oder will man die Vernunft bloß aufklären und ausbilden, in der Ueberzeugung, daß sich aus ihr alsdann von selbst ein wohlgeordnetes Handeln entwickeln werde? Aber die Erfahrung beweiset das

Gegentheil; sie zeigt uns Männer von sehr ausgebildeter Vernunft, die entweder gar nicht, oder schlecht handeln. Und wie ist denn dies allmählige Ausbilden dem Redner möglich, dem sich jetzt in diesem Augenblicke ein Gemüth hingiebt, das vielleicht nie wieder in die Sphäre seiner Wirksamkeit gerathen wird? Soll für ein solches denn gar nichts gethan werden, und wie lange soll es bei den stets sich einfindenden Zuhörern dauern, bis sich in ihnen von selbst etwas entwickle? Ihre ethischen Ideen bringen sie ja mit sich; sie sind also jetzt eben so empfänglich für jede gute Wirkung, als sie es mehrere Jahre später seyn werden; denn der Einzelne verändert sich, die Masse im Ganzen ist immer dieselbe. Macht man diese Einwendung, so geht man von dem falschen Grundsatz aus, daß man den Menschen die Einsichten, die zum Handeln gehören, erst mühsam beibringen müsse; dieser Mühe ist man überhoben, da jeder das Vermögen ethischer Ideen besitzt. Vielleicht giebt es auch beim Redner, wie beim Zuhörer, zuweilen eine gewisse Scheu vor dem Affekt, die sich hinter jenen Einwendungen verbirgt, die aber nach dem Gesagten, wohl schwerlich für etwas Lobenswerthes gelten kann.

Fragt man, worin denn nun eigentlich das Geschäft des Redners bestehe, im Ueberzeugen oder im

Ueberreden, so gestehe ich, daß ich mich weder für das Eine, noch für das Andere bestimmt entscheiden kann, und daß es mir scheint, als sollte die Frage lieber gar nicht aufgeworfen werden, weil sie sich auf eine falsche Ansicht der Beredsamkeit gründet. Was das Ueberzeugen betrifft, so ist dies bei weitem nicht hinlänglich, wenn man darunter den Beweis versteht, daß die Idee des Redners in der Idee des Zuhörers enthalten sey. Dies ist aber wohl schwerlich die Bedeutung, die man dem Worte giebt; man denkt sich vielmehr dabei eine Demonstration, wodurch der ganze philosophische Zusammenhang der Vorstellungen des Redners dem Zuhörer eingeprägt werde, damit so eine einzelne That entstehen könne. Ein solches Ueberzeugen scheint mir unmöglich, und ich glaube, es ist dem besten Dialektiker noch nicht gelungen, einen Andern ganz auf seinen Standpunkt herüberzuziehn. Wäre es aber möglich, so würde ich es für unnütz ansehn, von den höchsten Principien alles Wissens und Wollens anzuheben, da man sich ganz unmittelbar und sicher an die ethischen Ideen halten kann. Auch wäre es höchst traurig, wenn man, um Jemand zu einer guten That zu bewegen, erst einen philosophischen Kursus mit ihm durchmachen müßte. Doch dies ist, wie ich glaube, hinlänglich im ersten Buche erläutert.

Das Ueberreden kann ich eben so wenig billigen, wenn man sich ein Verdrehen und Verdunkeln der Vorstellungen, und ein Erregen der Leidenschaften dabei denkt; zu diesem niedrigen Hülfsmittel wird kein tüchtiger Redner seine Zuflucht nehmen, und wir haben gezeigt, daß er dessen nicht bedarf. Kann aber Ueberzeugen das Erzeugen der Idee, und Ueberreden ihre Steigerung zum Affekt bedeuten, — was aber, wie ich glaube, der Sprachgebrauch nicht verstattet — so würde ich auf die obige Frage antworten: daß das Geschäft des Redners weder im Ueberzeugen, noch im Ueberreden allein bestehe; sondern daß sein Ueberzeugen überredend, und sein Ueberreden überzeugend seyn solle.

Drittes Kapitel.

Von den verschiedenen Arten der Affekte.

Ehe wir uns mit den Mitteln zur Erregung der Affekte beschäftigen, müssen wir diese letzteren, nach ihren verschiedenen Arten, kennen lernen. Der Affekt nämlich ist nicht immer derselbe; denn erstlich können die Ideen, die er begleitet, obgleich alle ethischer Na-

tur, dennoch sehr verschieden seyn; zweitens wechselt auch die Beschaffenheit sowohl des Subjekts worin die Idee erzeugt, als des Objekts worauf sie bezogen wird; so kann z. B. die Pflichtidee, in einem schuldigen oder unschuldigen Gemüthe erzeugt, auf einen schuldigen oder unschuldigen Menschen angewendet werden; und in so ungleichen Verhältnissen muß auch der aus ihrer Belebung entstehende Affekt eine verschiedene Farbe annehmen. Endlich drittens, können auch mehrere, an sich verschiedene Affekte zusammenschmelzen, und durch ihre Vereinigung einen dritten bilden. Diese Kenntniß scheint uns nothwendig, weil sich nur durch sie beurtheilen läßt, ob die Mittel zur Erregung der Affekte, die wir angeben werden, hinreichend und zulänglich sind, oder nicht. Dann werden wir auch dadurch in Stand gesetzt, die Affekte von den Leidenschaften besser zu unterscheiden, eine Sonderung, auf die ich das größte Gewicht lege, weil nur durch sie die Beredsamkeit in den ihrer würdigen Rang wieder eingesetzt werden kann. Zwar entgeht es mir nicht, daß ich mich hier auf das gefahrvolle Gebiet der sogenannten Psychologie begebe, von welchem vielleicht so manche Trümmer verunglückter Unternehmungen zurückschrecken sollten; doch der sichere Leitfaden, mit dem ich es betrete, wird mich vielleicht

vor einem ähnlichen Unglück bewahren. Freilich kann in der Psychologie nichts geleistet werden, wenn man die Beobachtung seiner selbst und Anderer, woraus man ihre Wahrheiten schöpft, aufs Gerathewohl, ohne leitende Principien anstellt. Hier aber haben wir etwas Festes, Allgemeines und Sicheres, die ethischen Ideen, die wir nur in die unteren Regionen des menschlichen Gemüths hinunterführen, um zu bemerken, was aus ihrem Zusammenschlagen mit den natürlichen Gefühlen und den verschiedenen Zuständen des Menschen, weiter entstehen werde. Auf diese, oder eine ähnliche Weise, wäre es vielleicht nicht unmöglich, alle so verschieden im Gemüthe durcheinander laufenden Regungen, die noch keine sogenannte Erfahrungs-Seelenlehre geordnet hat, befriedigend zu sondern und zu bezeichnen. Doch was wir hier im Stande sind zu leisten, kann nur als eine geringe Mitwirkung zu einem solchen Unternehmen angesehen werden.

Was nun zuerst die Pflichtidee betrifft, so muß der Zustand eines Menschen, den sie belebt, erwärmt, und der sie mit allen Kräften wirklich zu machen strebt, als ein besonderer Affekt bemerkt werden. Man nennt ihn Eifer, und er ist natürlich in dem am stärksten, der in dem Gesetz, dem er mit Liebe gehorcht, ein wahrhaft göttliches sieht; dem Grade nach schwächer,

doch nicht verschiedener Art, ist er in dem Gemüthe, das sein Gesetz lediglich vom Staate bekommt, oder sich selbst zu geben glaubt. Strebt es aber nicht nach dem Realisiren einer Idee, sondern nach dem Besitz eines äußeren Gutes, so artet sein Eifer, der erst Affekt war, in Leidenschaft aus, und könnte nun sehr bezeichnend Eifersucht genannt werden, wenn das Wort nicht schon für einen andern Sinn gestempelt wäre. Ist die Pflichtidee eine Zeitlang in einem Gemüthe unterdrückt gewesen, und gelangt sie darin wieder zur Herrschaft, so erzeugt sie in Beziehung auf den fehlerhaften Zustand, worin es sich befunden, Schaam und Reue, deren Lebhaftigkeit, wie die des Eifers, nach der Beziehung wächst und fällt, worin die Pflicht gedacht wird, und die ebenfalls aufhören würden, reine Affekte zu seyn, wenn man sich, anstatt der Versäumniß der Pflicht, die Nichtbenutzung einer günstigen Gelegenheit und eines irdischen Vortheils vorwürfe. Eben diese bei einem Andern bemerkte Verschiedenheit dessen, was er thut, und dessen, was er thun sollte, erregt in verschiedenen Graden den Zorn, der, um ein reiner Affekt zu bleiben, nie weiter gehen darf, als bis zur Wegwünschung einer schlechten That, und der zur Leidenschaft wird, sobald er sich auf die Person des Thäters wirft.

Die Tugendidee, wenn sie ihr Ideal in Gott, in Christus, oder die Annäherung dazu in einem würdigen Menschen betrachtet, wird durch den sich ihr beigesellenden Affekt, Liebe, Freundschaft, Achtung, Wohlwollen, Nacheiferung, Bewunderung, lauter Ausdrücke, von denen schon der gewöhnliche Sprachgebrauch jeden Nebenbegriff von Leidenschaftlichkeit entfernt hat. Nur unter Liebe versteht man nicht immer einen Affekt, den die Tugendidee für einen Gegenstand erzeugt, in dem sie sich ganz oder zum Theil realisirt erblickt, sondern auch öfters ein leidenschaftliches Begehren dessen, was reizt. Liebe, als Affekt, hat die Gottheit zu ihrem höchsten Gegenstande, mit der sie sich zu vereinigen und zu verschmelzen strebt, und kann nur dann auf ein menschliches Wesen übergehn, wenn in diesem etwas Göttliches offenbar wird. Alsdann ist sie vollkommner als Freundschaft, weil sie die ganze Individualität verehrend anerkennt, da hingegen die Freundschaft nur durch die Schätzung gewisser besonderer, vornehmlich moralischer Eigenschaften, erzeugt wird. Doch so wie die Liebe nach einer fortdauernden Vereinigung strebt, so liegt auch in der Freundschaft der Wunsch eines gemeinsamen Wirkens; fällt dieser weg, so bleibt Achtung, welche Wohlwollen genannt wird, wenn sie

von dem Triebe begleitet wird, sich durch Zuwendung irdischer Vortheile zu offenbaren. Nacheiferung ist von Liebe und Freundschaft unzertrennlich, und sie entsteht überhaupt in einem Gemüthe, das von der Tugendidee durchdrungen ist, wenn es sein Ideal in einem andern Wesen vollkommner als in sich selbst verwirklicht sieht. Bewunderung ist das affektvolle Anerkennen einer fremden Virtuosität, wenn sie uns unerreichbar, oder doch von unserm Ideal so entfernt scheint, daß wir nicht danach streben könnten, ohne uns selbst zu entsagen. So bewundert der Held den Dichter, und der Dichter den Helden, weil jeder von beiden ein beschränktes, und dem Andern immer fremd bleibendes Ideal verfolgt. Niemand aber bewundert weder die unsichtbare, noch die in Christo sichtbar gewordene Gottheit, eben weil ihre Vollkommenheit ohne Schranken, und folglich einem Jeden zugänglich ist. Den Affekt der Verachtung und Geringschätzung erzeugt die Tugendidee gegen Diejenigen, denen sie gänzlich zu mangeln scheint; doch trifft Geringschätzung schon die Abwesenheit des staatsbürgerlichen Verdienstes. Die Verachtung ist ein sehr herber, und folglich unvollkommner Affekt; nur Derjenige fühlt sie, der auf einem untergeordneten Standpunkt steht, und der eigene Schöpfer seiner Tugend zu seyn

glaubt. Wer überzeugt ist, daß er sie, ohne sein Verdienst, von Gott erhalten hat, der wird gegen den Sünder mehr zum Mitleid, als zur Verachtung aufgelegt seyn.

Endlich drittens gesellen sich zur Glücksidee folgende Affekte: Sehnsucht nach dem höchsten Gute, Hoffnung es zu erreichen, Dankbarkeit gegen den, welcher zu dessen Erlangung behülflich ist, Mitleid mit den Verirrten, die gar nicht, oder auf falschem Wege danach streben, Furcht vor allem wodurch es uns geraubt werden könnte, und Abscheu gegen das Böse in uns selbst, als den schlimmsten Feind unsers wahren Glücks. Doch um diese Affekte rein zu erhalten, muß die Glücksidee in ihrer größten Reinheit gedacht werden, und eben weil dies selten geschieht, so grenzen hier die Affekte mit den Leidenschaften so nah zusammen. Schon Derjenige, welcher auf dem bloß moralischen Standpunkte steht, und sein Glück in einer ungehinderten Thätigkeit sucht, wird gegen Alle, die ihm entgegen stehn, einen nicht ganz lautern Unwillen spüren. Am leichtesten schweifen aber diese Affekte da aus, wo die Glücksidee, auf politische Verhältnisse angewendet, nach der Wohlfahrt des Staates strebt. So lange für die Beförderer dieser Wohlfahrt nur Enthusiasmus, für die Störer der-

selben nur Unwille gefühlt wird, bleiben dies schöne und achtungswerthe Affekte; sehr leicht aber entsteht anstatt des Enthusiasmus, blinde Anbetung, und statt des Unwillens, der wüthendste Haß; und diese politischen Leidenschaften, die eine große Verdunkelung der Idee voraussetzen, sind um so schrecklicher, weil es einem jeden leicht wird, sein eigennütziges Streben durch den Schein einer patriotischen Gesinnung vor sich und Anderen zu rechtfertigen. Eben so ist auch die Feindschaft gegen den, welcher uns irgend einen Schaden zugefügt hat, nie ein Affekt, sondern immer eine Leidenschaft. Dies gilt auch vom Neid, worin sich das Mißgönnen des Glücks mit dem Haß gegen den verbindet, der es besitzt. Ja selbst das Mitleiden hat etwas Leidenschaftliches, wenn man den Unglücklichen nicht um sein selbst willen, sondern der leisen Ahndung wegen beklagt, daß man sich selbst bald in seiner Lage befinden könnte. Ein wahrer Affekt ist es nur, wenn es, wie wir schon früher gesagt haben, aus der in uns wohnenden reinen Glücksidee entspringt, die wir im Streben eines Andern gänzlich vermissen, oder wenn durch das Hinzukommen der Rechts- und der Tugendidee das Gefühl für das Elend erhöht und veredelt wird, wie dies beim Anblick eines unschuldig Gekränkten, oder eines Menschen, der durch

seine hohen Eigenschaften ein besseres Schicksal verdiente, der Fall ist. So wie der Anblick eines unschuldig Gekränkten das erhöhte affektvolle Mitleid hervorbringt, so erzeugt der Anblick des glücklichen Lasters die Entrüstung *), die wie jenes ein vermischter Affekt ist, und durch die Verbindung der Rechts- und Glücksidee entspringt.

Aristoteles, der im Eingang zu seiner Rhetorik die Erregung der Leidenschaften verdammt, später aber, unfähig eine selbstständige Ansicht durchzuführen, sich zu dem einmal Bestehenden bequemt, behandelt dieses Kapitel mit großer Vorliebe, und der ihm eigenen Genauigkeit in Aufzählung des Einzelnen. Er nimmt elf Leidenschaften an: Zorn, Milde, Liebe, Haß, Furcht, Schaam, Wohlwollen, Entrüstung, Mitleid, Neid, Nacheiferung. Es fällt in die Augen, wie hier die ungleichartigsten Dinge, z. B. das niedrige Laster des Neides, mit dem edlen Streben der Nacheiferung zusammengeworfen sind, und wie nothwendig es folglich sey, Affekt und Leidenschaft zu unterscheiden. Auch bemerke man, daß dies Verzeichniß nicht reichhaltiger ist als das unsrige, und daß wir folglich, um wirkliche Erscheinungen syste-

*) Nemesis.

matisch zu ordnen, nicht erst gezwungen worden sind, sie zu verstümmeln.

Anhang.

Vom Scherz.

Fordert man mit Recht vom Redner, daß er im Stande seyn solle, Affekt zu erregen, so möchte man auch vielleicht von ihm verlangen, daß er den Scherz in seiner Gewalt habe. Scherz ist nämlich die Aufhebung des Affekts; es ist die Richtung eines Gemüthes, das, anstatt von dem Heiligsten und Wichtigsten fortgerissen zu werden, es zum Gegenstand seiner Reflexion macht, und sich an den scheinbaren Widersprüchen und Kontrasten, die darin enthalten seyn mögen, ergötzt. Viel sicherer ist noch sein Spiel, wenn er gegen eine Leidenschaft gerichtet ist, die ihm stets unzählige Blößen giebt, und die immer gedämpft und gemäßigt wird, sobald er die Oberhand gewinnt. Es möchte also scheinen, als sey die Waffe des Scherzes dem Redner nothwendig, zwar nicht zum Angriff, doch zur Vertheidigung gegen eine ihm widerstrebende Leidenschaft oder einen Affekt, den sein Gegner erregt

hat. Dies ist, unter vielen seichten Gründen, der einzige nicht ganz zu verwerfende, den Cicero für den Scherz in der Beredsamkeit anführt *). Und es kann in der That nicht geleugnet werden, daß ein wohlangebrachter scherzhafter Einfall da von großer Wirkung ist, wo es bloß darauf ankommt, eine Verwirrung zu lösen, sich schnell aus einer augenblicklichen Verlegenheit zu helfen, und eine Angelegenheit kurz abzumachen, zumal wenn sie sich in den niederen Regionen der menschlichen Gesellschaft bewegt, und für Niemand eine besondere Wichtigkeit haben kann. Doch wo man die Erregung eines großen und gewaltig treibenden Affektes zur Absicht hat, da kann der Scherz, so geschickt man ihn auch anbringt, immer nur von nachtheiliger Wirkung seyn. Er wird freilich die Gründe des Gegners entkräften, und das von ihm angezündete Feuer löschen; dadurch aber wird der Zuhörer in einen gleichgültigen, affektlosen Zustand versetzt, wo er sich mehr zur Reflexion als zur Thätigkeit aufgelegt fühlt. Und dahin sollte es ein Redner niemals kommen lassen; denn, indem er so den Affekt zerstört, welchen sein Gegner hervorgebracht hat, hebt

*) Quod frangit adversarium, quod impedit, quod elevat, quod deterret, quod refutat. De Oratore II. 58.

er ja auch zu gleicher Zeit denjenigen auf, der von ihm selbst schon bewirkt war, und er muß nach einer so störenden Unterbrechung sein ganzes Geschäft wieder von vorn anfangen. Die Einmischung des Scherzes ist also eines wahren Redners unwürdig; und auf seiner rechten Höhe, scheint es mir, befindet er sich nur dann, wenn er den ihm entgegenstrebenden Affekt, ohne ihn zu zerstören, mit verdoppelter Gewalt auf den Gegner zurückwirft; so folgt, mit Ausschließung des abkühlenden Zwischenspiels, Affekt auf Affekt, und der letztere wird durch den Kontrast mit dem vorhergehenden verstärkt. Wer im Bewußtseyn einer guten Sache spricht, und die ganze Gewalt der ethischen Ideen für sich anwenden kann, dem wird es auch nicht schwerer, ja leichter seyn, ein falsches ihm ungünstiges Gefühl plötzlich ganz umzuwandeln, als erst alles Gefühl zu tödten, und dann von neuem für sich zu begeistern.

Um recht inne zu werden, wie fremd der Scherz der Beredsamkeit sey, betrachte man die kirchliche, und frage sich, wie hier, mitten in einer erbaulichen Rede, ein scherzhafter Einfall, z. B. gegen einen Gegner der Religion, wirken würde. Müßte er nicht den ganzen Eindruck der Rede so zerstören, daß auch gar nicht wieder daran zu denken wäre ihn zu erneuen?

Von

Von ähnlicher Wirkung ist er nun auch in der politischen Beredsamkeit, obgleich minder gefährlich, wegen des nicht so schneidenden Kontrastes mit dem Uebrigen. Aufbaun ist überhaupt das eigentliche Geschäft des Redners; er kann sich also mit dem Zerstören nur im Vorbeigehn befassen.

Der Hang und die Anlage zum Scherze, waren in dem ernsten, von großen Affekten beherrschten Gemüthe des Demosthenes sehr gering, während sie bei Cicero hervorstechende Eigenschaften waren; und dieser gefällt sich sehr in der Ausübung dieses Talentes, das seiner Eitelkeit schmeichelte, während in den Reden des Demosthenes keine Spuren davon anzutreffen sind, ob er gleich selbst von den witzigen Einfällen seiner Zeitgenossen oft geneckt wurde. Quinctilian, der überhaupt für seinen Landsmann mehr als er sollte eingenommen ist, stellt ihn in dieser Rücksicht über den Demosthenes: ein durchaus falsches Urtheil, da er ihn wegen einer Eigenschaft lobt, die eher Tadel verdiente. Cicero ist vielleicht in den Stellen, wo er seine Gegner mit Scherz überschüttet, für den modernen Leser sehr ergötzend; man sehe aber nur wie Demosthenes seinen Feind mit ernster Heftigkeit widerlegt, mit welcher Geschicklichkeit er die Vertheidigung in einen Angriff verwandelt, und den vernichte-

ten Vorwurf seinem Gegner als Anklage zurückschleudert, und frage sich, welches Verfahren zweckmäßiger, würdiger, tugendhafter sey?

Viertes Kapitel.

Wie der Affekt erregt werde; oder von der rhetorischen Darstellung.

Die wichtige Untersuchung, durch welche Mittel der Affekt erregt werden könne, scheint hinlänglich vorbereitet durch das Bisherige, worin wir die sittliche Würde dieses Seelenzustandes, und die Pflicht des Redners ihn hervorzubringen, erwiesen haben. Wir handeln nicht von der Erregung der Leidenschaften, eine Materie die nur in einer solchen Rhetorik einen Platz einnehmen kann, welche nach gänzlich falschen, oder doch unvollkommenen Grundsätzen construirt ist. Aristoteles ertheilt über diesen Gegenstand eine Belehrung, die an Vollständigkeit, und an der Fülle richtiger und feiner Bemerkungen, schwerlich übertroffen werden kann. Doch läuft Alles so ziemlich darauf hinaus, daß jede Leidenschaft ihr Objekt hat, wodurch sie erregt werden kann, wenn es mit recht leb-

haften Farben ausgemalt, und sichtlich vor die Augen hingestellt wird. Ein wenig Einbildungskraft, und sogenannte Menschenkenntniß, mit einem geschmeidigen Charakter oder einem bösen Willen gepaart, ist oft hinreichend, um in einer solchen Praxis glücklich zu seyn. Es ist dazu nicht einmal nothwendig, daß man die Leidenschaft, die man entflammen will, selbst fühle; ja dies könnte vielmehr hinderlich seyn, weil es die Besonnenheit rauben würde. Wir gestehen übrigens, daß es unter manchen Umständen und bei gewissen Charakteren viel leichter seyn mag, eine Leidenschaft auflodern zu lassen, als einen Affekt hervorzubringen; ja daß jenes im Vergleich mit diesem oft nur ein Kinderspiel ist. Aber von der Unsittlichkeit eines solchen Verfahrens abgesehn, ist es auch, zur Erreichung einer rhetorischen Absicht, ein höchst unsicheres und trügliches Mittel, wie wir schon früher gezeigt haben; so daß Klugheit, die mit Pflicht Hand in Hand geht, die Wirksamkeit des Redners auf Erzeugung der Ideen, und deren Belebung zum Affekte, beschränkt.

Während nun ein Leidenschaftsloser das Auflodern einer Leidenschaft befördern kann, so ist im Gegentheil die Erregung des Affektes nur Demjenigen möglich, welcher selbst davon belebt und durchdrungen ist. Denn es kommt hier nicht darauf an, ein Gemüth

für die Reize eines äußern Objektes empfänglich zu machen, wozu es nicht nothwendig erforderlich ist, daß man selbst von diesem Gegenstande eingenommen sey; sondern darauf, etwas im Innern Erzeugtes in einen Andern überzutragen, welches nur in dem Maaße gelingen kann, als man das Hervorzubringende selbst besitzt. Ferner ist so viel ausgemacht, daß im Gemüthe des Redners der Affekt aufs Innigste mit der Idee zusammenhängt, und daß er nur als eine Wirkung derselben, wie sie sich mehr ausbildete und entwickelte, entstanden ist. Eben so kann er nun auch im Gemüthe des Zuhörers nie durch Mittel die außerhalb der Idee liegen, sondern immer nur durch die Idee selbst und ihre Darstellung erzeugt werden. Nur wenn es dem Redner gelingt, den in ihm lebenden und schaffenden Gedanken dem Zuhörer in einem gleichen Grade von Kraft und Klarheit beizubringen, nur dann wird er in Beiden mit gleicher Gewalt zur Thätigkeit hinausstreben, d. h. von demselben Affekt begleitet seyn. Können wir also eine besondere und eigenthümliche Darstellungsart auffinden, durch welche eine ethische Idee nach und nach zu ihrer ganzen Vollständigkeit im Gemüthe eines Andern erhoben wird, so werden wir die Mittel zur Erregung des Affekts entdeckt haben. Ich sage eine besondere und eigen-

thümliche, und wiederhole, weil es an dieser Stelle besonders in die Augen springt, daß es weder eine philosophische, noch eine poetische seyn darf. Denn wenn auch Philosophie, Ideen an sich, Poesie, eine Idee in einer sinnlichen Hülle darstellt, so strebt doch keine derselben nach Erregung eines Affektes, woraus eine plötzliche Umwandelung, sey's des inneren Zustandes eines Menschen, sey's des äußeren Zustandes der menschlichen Gesellschaft, hervorgehn kann; und erfolgt auch etwas dem Aehnliches, so hat die Absicht es zu erreichen, doch bei einer reinen und vollkommenen philosophischen und poetischen Darstellung keinen Einfluß auf dieselbe ausgeübt. Die rhetorische Darstellung aber hat die Erregung des Affektes zu ihrem eigenthümlichen Ziel und Endzweck, und ich behaupte, daß dies der einzige Gesichtspunkt sey, von dem man ausgehen könne, wenn man ihre Regeln und Gesetze zusammenhängend und systematisch ableiten will. Nachdem wir also im ersten Buche von dem Entwurf und der Eintheilung gehandelt, werden wir jetzt versuchen, in die Geheimnisse der retorischen Komposition tiefer einzudringen.

Sehr mißlich würde es um unser Vorhaben stehen, die Theorie der Beredsamkeit auf ethische Principien zurückzuführen, wenn wir uns genöthigt sähen,

die bisher betretene Bahn zu verlassen, und die auf Erregung des Affektes abzweckenden Gesetze der rhetorischen Darstellung, aus einem andern Gebiete als dem ethischen herzuholen, etwa aus einer neu ersonnenen Theorie des Schönen und Erhabenen, die wir als ein kleines Nebengebäude mit dem bisher errichteten verbänden, oder gar aus der Theorie der Empfindungen, und einigen höchst klugen und verschmitzten Erfahrungssätzen, wie auf das menschliche Gemüth zu wirken sey. In solcher verzweiflungsvollen Lage befinden wir uns aber keinesweges, sondern wir nehmen unsre Untersuchung gerade da wieder auf, wo wir sie gelassen hatten, um einige sich uns darbietende Gegenstände nach den schon festgesetzten Principien aufzuklären, und fahren fort in der Deduction der Gesetze, nach denen ein freies Wesen auf andre freie Wesen wirken kann. Das erste hieß: der Redner soll seine besondere Idee den allgemeinen und nothwendigen Ideen seiner Zuhörer unterordnen; und darauf war alles gebaut, was wir bisher entwickelt haben. Es liegt uns jetzt ob, die weiteren, in einem solchen Verhältnisse zu beobachtenden Gesetze aufzustellen, und zu zeigen, wie sie, und nur sie allein, die besten, einzigen Mittel zur Erreichung des Zieles sind, das

sich der Redner nothwendig vorstecken muß, nämlich zur Hervorbringung des Affektes.

Wer also als ein freies Wesen auf andere freie Wesen wirken will, und seine Idee mit ihren angebornen und nothwendigen Ideen schon in Uebereinstimmung gebracht hat, der soll erstlich seine Handlungsweise den jedesmal obwaltenden Umständen und Verhältnissen genau anpassen. Er soll zweitens, bei aller Rücksicht auf die Lage worin er sich befindet, bei aller Bekämpfung oder Umgehung der Hindernisse die er auf seinem Wege antrifft, doch in einem beständigen, unaufhaltsamen Fortschreiten begriffen seyn und bleiben. Da aber drittens durch diese vordringende Bewegung das ganze Verhältniß in jedem Augenblick wechselt und eine andere Gestalt annimmt, so soll auch er jeden Moment seiner Wirksamkeit durch eine besondere Form und Gestalt auszeichnen; und wie das Ganze seiner Handlungsweise dem Verhältnisse, das er vorfand, angemessen war, so soll ein jeder seiner Schritte, mit den von ihm selbst hervorgebrachten Veränderungen, in Uebereinstimmung seyn.

Diese drei Gesetze, von denen wir das erste, das der Angemessenheit, das zweite, das des stetigen Fortschreitens, das dritte, das der Lebendigkeit, nennen,

werden wir nun zu erörtern, und als Mittel zur Erregung des Affektes auf die Beredsamkeit anzuwenden suchen.

Fünftes Kapitel.

Von der Angemessenheit.

Es ist keine Klugheitsregel, es ist ein ethisches Gesetz, daß unser Wirken auf Andere, den Umständen unter denen es unternommen wird, angemessen seyn soll. Diese Umstände sind nichts anders als unsre Verhältnisse, welche wiederum nur durch die Persönlichkeit der Menschen und durch alles, was wir mit in dieselbe hereinziehen, bestimmt werden. Nun fordert aber ein Jeder, daß seine Persönlichkeit respektirt werde, und wenn er auch anerkennt, daß sie Veränderungen erleiden könne und müsse, so verlangt er doch, daß sie nicht in Unterdrückung, sondern in Veredlung und Ausbildung des Vorhandenen bestehen. Da dies eine Forderung ist, die ein Jeglicher macht, und da es ein sittliches Gesetz ist, unsre Ansprüche mit denen der Andern so zu vermitteln, daß sie nebeneinander bestehn können, so legt uns dasselbe Gesetz auch

die Verbindlichkeit auf, ihre Persönlichkeit zu respektiren, d. h. uns in unsrer Handlungsweise nach den Verhältnissen und Umständen zu bequemen. Denn dadurch daß wir eine Idee zu verwirklichen suchen, machen wir unsre Persönlichkeit gelten; damit dies aber nicht auf Unkosten und durch Unterdrückung der Persönlichkeit Anderer geschehe, so muß, durch das genaueste Anschmiegen an dieselbe, das Uebergewicht, welches wir zu erlangen streben, gemildert und vergütet werden. Daher entstand die erste Pflicht, unsre Ideen mit den ihrigen zu verschmelzen; daher entsteht jetzt die zweite, mit Behauptung unsrer Persönlichkeit, die ihrige anzuerkennen, und in Alles, was zu derselben gerechnet werden kann, mit der größten Sorgfalt einzudringen. Da aber, nach unsrer früheren Behauptung, die höchste Tugend auch die höchste Klugheit ist, so wird diese sittliche Angemessenheit des Wirkens, das sicherste Mittel und die nothwendige Bedingung zu einem glücklichen Erfolge seyn. Sie ist es, durch welche sich, der im höhern und bessern Sinne des Worts praktische Mensch auszeichnet; und wenn sein Handeln fortdauernd diese Eigenschaft behält, und dadurch nie vergeblich ist, so sollte man, wenn man ihm Klugheit zuschreibt, doch auch die sittliche Quelle derselben nicht verkennen. Es giebt solche Männer,

die auf den ersten Anblick Zutrauen einflößen, weil sie eine vorzügliche Persönlichkeit mit Würde behaupten, und mit Bescheidenheit darstellen, indem sie zugleich der Persönlichkeit eines jeden Andern ihr volles Recht widerfahren lassen. Kaum haben sie die Leitung einer schwierigen Angelegenheit übernommen, so verschwinden alle Hindernisse und aller Widerstand, weil sich ein Jeder, indem er sie handeln sieht, bald überzeugt, daß ihr Wirken nur zu seinem Besten ausschlagen könne. Sie sind es, die das gesellige Leben regieren und leiten; und von einem solchen Bilde muß man ausgehn, wenn man sich vom Eigenthümlichen des Redners eine recht lebendige Anschauung verschaffen will. Dagegen giebt es Personen, die immer bereit und begierig sind, etwas Gutes zu wirken, die aber, weil sie jedesmal ihre Vorschläge zur unrechten Zeit anbringen, und nicht fähig sind, sie der Eigenthümlichkeit Derjenigen, mit denen sie zu thun haben, anzupassen, auch jedesmal mit ihren Planen und Entwürfen scheitern: gute Menschen, wenn man will, doch ohne Zweifel Menschen, die einer höheren sittlichen Ausbildung bedürften. Sie sind die wahren unrhetorischen Naturen, recht geeignet, das, was der Redner nicht seyn soll, deutlich und klar vor die Augen zu stellen.

Wie für alles moralische Handeln, gilt das Gesetz der Angemessenheit nun auch für das rhetorische, und giebt ihm, wenn es darnach gebildet wird, gewisse Eigenschaften, die ethischen Ursprunges sind, und die zugleich als die besten Mittel zur Erregung des Affektes angesehn werden können.

Zuerst wird eine den Verhältnissen angemessene Rede, dergestalt auf die Fassungskraft der Zuhörer berechnet seyn, daß sie dieselbe weder zu sehr anstrenge, noch zu unbeschäftigt lasse. Denn die Fassungskraft ist von den Kenntnissen und der geistigen Bildung des Zuhörers abhängig, mit denen sie einen Theil, und zwar einen sehr wesentlichen seiner Persönlichkeit ausmacht, die vom Redner respektirt werden soll, und die er auf eine nicht zu entschuldigende Art beleidigen würde, wenn er ihn durch die zu große Dunkelheit, oder die zu große Deutlichkeit seines Vortrages ermüdete. Und da ihm zur Vermeidung dieser beiden Fehler eine sehr genaue Kenntniß seines Publikums nothwendig ist, die er ohne ein fleißiges Studium desselben nicht erwerben kann, so wird von ihm, als eine Pflicht gefordert, daß er sich diesem Studium unterziehe; widrigenfalls würde ihn eben der Tadel treffen, welchen Derjenige auf sich ladet, der ein Geschäft übernimmt, und versäumt, sich die dazu

nöthigen Kenntnisse zu erwerben. Freilich ist, selbst bei derselben Klasse von Zuhörern, der Bildungsgrad eines jeden verschieden; doch wird sich leicht ein mittlerer Durchschnitt annehmen, und daraus, wenn ich so sagen darf, ein allgemeiner oder normaler Zuhörer bilden lassen; und dieses Bild, wenn man es sich stets gegenwärtig erhält, und alles, was man zu sagen hat, an dasselbe richtet, wird vor den zweien bezeichneten Abwegen bewahren.

Wenn ein Redner nicht im Stande ist, sein Publikum richtig zu beurtheilen, oder die Aufmerksamkeit desselben auf eine angemessene Weise zu beschäftigen, so kann dies nicht als ein natürlicher Mangel angesehn, und etwa bloß bemitleidet werden, sondern es kommt als ein sittlich fehlerhafter Zustand in Betracht, denn er hätte seine Unzulänglichkeit bemerken, und eine Thätigkeit aufgeben sollen, welcher er nicht gewachsen war; zumal da er gewiß in den mehresten Fällen dasjenige, was ihm an natürlichen Talenten abging, durch ausdauernden Fleiß hätte ersetzen können. Ja selbst bei dem größten natürlichen Talent wird es ihm stets unmöglich bleiben, den Ideenkreis gebildeter Zuhörer zu beurtheilen, und seine Vorstellungen den ihrigen anzubequemen, wenn er nicht wissenschaftliche und gelehrte Bildung besitzt; diese soll

er sich also erwerben; Unwissenheit ist bei ihm als eine Charakterschwäche anzusehn, und als eine solche mit einer sittlichen Verdammniß zu belegen; wo sich denn abermals zeigt, wie bei dem Redner die Thätigkeit aller Geisteskräfte unter sittlicher Leitung steht.

In der Erwerbung gelehrter und wissenschaftlicher Bildung sind ihm nun zwar durchaus keine Grenzen zu setzen; er gehe darin so weit er mag und kann, halte gleichen Schritt mit seinem Zeitalter, oder eile ihm zuvor; nur vergesse er nie, daß Gelehrsamkeit und Wissenschaft, für ihn, als Redner, nur Mittel, nicht Zweck sind, und daß er die Darstellung dessen, was er in diesen Fächern sich zu eigen gemacht hat, nicht an die Stelle der sittlichen Ideen, die er vortragen soll, setzen darf. Dies wäre schon an sich eine unsittliche Eitelkeit; auch würde es ihn die Fassungskraft der Zuhörer ganz aus den Augen verlieren, und oft Sachen vortragen lassen, die die Aufmerksamkeit seines Publikums vergeblich ermüden, oder nur dunkele Bilder anstatt deutlicher Begriffe erwecken würden: und dieses war die zweite, und wie es sich gezeigt hat, ebenfalls sittliche Verirrung, welche das Gesetz der Angemessenheit in Beziehung auf die Fassungskraft des Zuhörers verbot.

In dieser Angemessenheit der Rede zur Fassungs-

kraft des Zuhörers, die, wie wir gesehen haben, ethischen Ursprunges ist, finden wir nun auch das erste Mittel zur Erregung des Affektes. Damit der Zuhörer bewegt werde, an einer Reihe von Vorstellungen Antheil zu nehmen, ist durchaus nothwendig, daß die Thätigkeit, die man von ihm verlangt, nicht ermüdend sey; in diesem Falle würde er ihrer bald überdrüßig werden, und sich einer Unthätigkeit hingeben, die alle ferneren Bemühungen des Redners fruchtlos machte. Und hätte er auch den guten Willen, einem Vortrage, der ihn durch seine Dunkelheit auf die Folter spannt, aufmerksam zu folgen, so wird die zu große Anstrengung der Fassungskraft, auf Einbildungskraft und Gefühl ertödtend zurückwirken, und die Erregung derselben unmöglich machen. Wie durch die zu große Dunkelheit, erlahmt die Aufmerksamkeit aber auch durch die zu große Deutlichkeit dessen, was ihr dargeboten wird, und die zarteren Regungen des Affektes werden immer verschmähen auf das Geheiß eines Mannes zu erwachen, der nicht einmal den Verstand befriedigen konnte.

Hier muß ich den Einwurf befürchten, daß Derjenige, welcher klug genug ist, die eben vorgetragenen Bemerkungen zu machen, nun auch weiter nichts bedürfe, als eben dieselbe Klugheit, um sich darnach

zu richten, und um seiner Rede das rechte Verhältniß zur Fassungskraft des Zuhörers zu geben, so daß die ethischen Eigenschaften des Redners hierbei ganz außer dem Spiele blieben. Es mag sich auch in Athen und in Rom mit manchem Demagogen wirklich so verhalten haben; doch würde ein solches Beispiel hier nichts beweisen; denn wer dort etwas Unverständliches vorgebracht hätte, den würde das Hohngelächter seiner ungeduldigen Zuhörer gewiß sogleich von der Rednerbühne hinunter getrieben haben. In diesem Verhältniß also, wo die Nothwendigkeit jene Regel zu befolgen so laut und dringend sprach, konnte man vielleicht der sonst dazu erforderlichen sittlichen Eigenschaften entrathen; aber daraus, daß ein schlechter Mensch durch höchst dringende Umstände zu einem gewissen Verfahren gezwungen werden kann, läßt sich nicht schließen, daß dieses Verfahren nicht ethischer Natur sey, und daß es bei völliger Freiheit dem Schlechten sowohl wie dem Guten gelingen könne. Denn man betrachte nur den geistlichen Redner in unsern Zeiten, dessen Verhältniß zu seinen Zuhörern bei weitem ungebundener ist, indem ihre Rückwirkung auf ihn, nie auf eine so beleidigende Art erfolgen darf; wie schwer, ja wie unmöglich scheint es hier oft den klügsten Männern, denen gewiß Niemand die Fähig-

keit ihr Publikum zu beurtheilen absprechen darf, sich in ihrem Vortrage auf der rechten Höhe, und weder zu hoch noch zu niedrig zu halten. Von der Freude an dem Erlernten oder Erfundenen hingerissen, muthen sie bald der Fassungskraft ihrer Zuhörer das Unmögliche zu; bald durch Gewohnheit an Gemeinplätzen festklebend, tragen sie das Allzubekannte weitschweifig und ermüdend vor: und zeugt nicht das Erste von zu großer Eitelkeit und Selbstgefälligkeit, welches doch gewiß sittliche Gebrechen sind? Setzt das Zweite, wie jede Angewöhnung, nicht einen Mangel an Stärke und Spannkraft im Charakter voraus?

Also selbst diese Vollkommenheit der Rede, daß sie nämlich der Fassungskraft des Zuhörers angemessen sey, ob es gleich nur eine sehr untergeordnete ist, läßt sich nicht ohne sittlich gute Eigenschaften erreichen. Ist es mir gelungen, diese Behauptung überzeugend darzustellen, so glaube ich dadurch den jungen Männern, die sich der Beredsamkeit widmen, keinen unbedeutenden Dienst geleistet zu haben. Wissenschaft und Gelehrsamkeit bereiten sie vor zu einem Amte, in welchem Wissenschaft und Gelehrsamkeit nicht mehr der Hauptgegenstand ihres Strebens seyn dürfen, sondern dem höheren Zwecke, zu dessen Erreichung sie dienen, untergeordnet werden müssen. Daß

die-

dieser Zweck wirklich ein höherer sey, wird ihnen sehr schwer zu begreifen, zumal da der Unterricht auf Schulen und Hochschulen, wie diese Institute bis jetzt beschaffen waren, ihnen Gelehrsamkeit und Wissenschaft als das unbedingt Höchste darstellte, dem durchaus nichts, Religion und Sittlichkeit selbst nicht ausgenommen, vorgezogen werden dürfe. Vergebens werden sie nun ermahnt, daß sie alles Wissenschaftliche in Materie und Form aus ihren Vorträgen verbannen sollen; sie verachten dieses Gesetz, das ihnen nur als ein feiges Nachgeben erscheint, und das, man gestehe es, ihnen von ihren Führern auch gewöhnlich nur als ein solches dargestellt wird; sie wollen in Ermangelung eines Katheders, sich der Kanzel zu demselben Behufe bedienen, und den heldenmüthigen Versuch machen, das Volk zu der Höhe, wo sie schweben, herauf zu ziehn. Kommen sie endlich von ihrem Wahn zurück, so läßt Muthlosigkeit sie oft in Flachheit und Gemeinheit versinken. Ist aber dieses Bequemen zur Fassungskraft des Zuhörers nicht etwa nachgiebige Klugheit, sondern ein vollkommen sittliches Verfahren, ist das ihm entgegengesetzte pflichtwidrig, und wird es einem jungen edlen Gemüthe unter diesem Gesichtspunkt gezeigt, so wird es gern eine Regel befolgen, durch deren Beobachtung es sich nicht

mehr herabzuwürdigen, sondern zu ehren und zu erheben glaubt.

Doch das Gesetz der Angemessenheit erfordert nicht nur, daß die Rede auf die Fassungskraft des Zuhörers berechnet sey, sondern auch daß auf seine ganze Individualität, auf seine Lage, seine Verhältnisse, auf die Begebenheiten, die sein Schicksal bestimmen und ihn besonders ergreifen, vom Redner Rücksicht genommen werde. Und diese Art der Angemessenheit ist bei weitem schwerer zu erreichen, als die erste; es wird dazu erfordert, daß man die unzähligen Bestandtheile kenne und vor Augen habe, aus denen der bürgerliche, sittliche und religiöse Zustand des Menschen zusammengesetzt ist, nämlich den Kreis seiner Ideen und Erfahrungen, die Vorstellungen die ihm geläufig oder fremd sind, die Bilder womit sich seine Phantasie gewöhnlich beschäftigt, das mehr oder minder vollkommene Ideal von Glück, von bürgerlicher, sittlicher, religiöser Vollkommenheit, welches ihm vorschwebt, seine Tugenden und Laster, seine Wünsche und Begierden, mit allen den näheren Bestimmungen, welche durch Stand, durch Vermögen, durch politische Ereignisse, durch die Lage des Vaterlandes und der Kirche, seiner Eigenthümlichkeit gegeben werden.

Diese Angemessenheit der Rede scheinen die besten

Lehrer der Rhetorik als ein Mittel zur Erregung der Affekte (freilich in ihrem Sinn, wonach es nur Leidenschaften waren) anerkannt zu haben; wenigstens wüßte ich keinen andern Grund, weshalb Aristoteles in seiner Rhetorik auf die Theorie der Leidenschaften, sogleich eine Sittenschilderung der Menschen nach ihrem Alter, ihrem Range, ihrem Vermögen folgen läßt *): ob er gleich sich nicht deutlich darüber erklärt, welchen Gebrauch der Redner von dieser letzteren Kenntniß machen solle.

Auch Cicero will, daß der Redner ein feiner und verschmitzter Mann sey, welcher den Charakter und die Denkungsart seiner Zuhörer nach ihrem Alter und ihrem Stande durchschaut **) habe; und er irrt sich nur darin, daß er von der Feinheit und Verschmitztheit erwartet, was die Sittlichkeit am besten leisten kann. Es mag wohl einem bloß listigen Geiste gelingen, die eine oder die andere schwache Seite eines Charakters aufzufinden, um daran die Fäden zu knü-

*) Rhet. L. II. C. XII — XVII.

**) Acuto homine nobis opus est, et natura usuque callido, qui sagaciter pervestiget, quid sui cives, iique homines quibus aliquid dicendo persuadere velit, cogitent, sentiant, opinentur, expectent. Teneat oportet venas cujusque generis, aetatis, ordinis, et eorum apud quos aliquid aget aut erit acturus, mentes sensusque degustet. De Orat. I. 51.

pfen, wodurch er ihn leiten will; aber sich so in die Ansichten, in das Gemüth und die Lage eines Menschen hineinzudenken und zu fühlen, daß man mit einer wohlthuenden und erhebenden Behandlung seiner Persönlichkeit zu ihm sprechen könne, dazu gehört etwas mehr als List; dazu gehört allerdings Klugheit, aber eine solche, die unter der Leitung des sittlichen Gefühls und eines uneigennützigen Wohlwollens steht, das sich gern der Betrachtung menschlicher Angelegenheiten, und dem Mitgefühl für dieselben, überläßt.

Auch soll die so erworbene Kenntniß des Zuhörers nicht gebraucht werden, seinen Irrthümern zu huldigen und seinen Leidenschaften zu schmeicheln; sondern sie soll zur Erregung des Affektes zuerst auf eine negative Weise benutzt werden, nämlich um Alles zu vermeiden, was den Zuhörer kränken, beleidigen, oder in Dingen, die vor der Hand als gleichgültig angesehen werden dürfen, ihm anstößig seyn könnte. Ohne diese Vorsicht ist an keine Erregung des Affektes zu denken. Vergebens spricht man mit Feuer und Nachdruck, vergebens hat selbst der Zuhörer den besten Willen sich von der Idee, die man ihm mittheilt, erwärmen zu lassen, wenn man ihn auf dem Wege zu dem Ziele, wohin er gelangen soll, durch tausenderlei kleine oder größere Verdrießlichkeiten aufhält oder miß-

muthig macht. Und dies ist von seiner Seite keine kränkliche Empfindlichkeit; denn der Anspruch selbst, den ich an ihn mache, sich mir von einer Seite ganz hinzugeben, legt mir die Pflicht auf, ihn von allen andern Seiten so viel als möglich zu schonen. Daher muß auch der Redner, wenn er mit wahrer sittlicher Weisheit ausgerüstet ist, alle Schwierigkeiten, die er nicht im Augenblick niederreißen kann, zu umgehen wissen: dies ist Pflicht und Klugheit zugleich. So schonte der Apostel Paulus, um seine großen Zwecke besser zu erreichen, die Vorurtheile seiner Zeitgenossen, und ward allen alles, damit er überall einige errettete.

Die Redner des Alterthums, Demosthenes vielleicht einzig ausgenommen, da sie den wahren Grund nicht kannten, der zu dieser Angemessenheit verpflichtet, haben zuweilen damit eine Art von Künstelei und Koketterie getrieben, die eines edlen Mannes eben so unwürdig, als zur Erreichung ihrer Zwecke unnütz war. Wenn Cicero sich stellt, als könne er sich auf den Namen des Polyklet nicht besinnen, und als würde er ihm von einem der Umstehenden zugerufen *), so wollte er ohne Zweifel durch diese anscheinende Un-

*) Verrina IV, 3. Wolf ad Leptineam p. 300.

kenntniß der griechischen Kunstgeschichte in die Vorstellung seiner Mitbürger eingehen, nach welcher die Beschäftigung mit solchen Gegenständen eines Staatsmannes unwürdig war. Ich für mein Theil kann hierin nur ein Uebermaaß der rhetorischen Angemessenheit, und folglich etwas Unmoralisches sehen. Auch begreife ich nicht, was diese kleine spielende Maschinerie einem Manne nutzen konnte, der so mächtige Triebfedern in Bewegung zu setzen verstand. Aber es ist das Schicksal aller einseitigen Bestrebungen, bald in Formtrieb auszuarten. So ging es sehr früh der alten Beredsamkeit, weil man ihren sittlichen Charakter verkannte, und sie nur als ein Werkzeug zur Erreichung ehrgeiziger Absichten betrachtete *).

*) Ein Kunstgriff, diesem ähnlich, nur noch viel verschmitzter und hinterlistiger, wird dem Demosthenes zugeschrieben, um dadurch in der Rede für den Ktesiphon folgende Stelle zu erklären: „Denn ich," so redet er den Aeschines an, „und alle Diese mit mir, nennen Dich einen Miethling, früher des Philippus und nun des Alexander! „Wenn Du aber zweifelst, so befrage die Gegenwärtigen; „doch ich will lieber dies für Dich thun; — scheint Euch, „o athenische Männer, Aeschines ein Miethling oder ein „Gastgenosse Alexanders zu seyn? — Hörst Du, was „sie sagen?" — (Uebersetzung des Herrn von Raumer, Seite 122.) Hier habe Demosthenes, sagen die Scholien, das Wort μισθωτὸς, absichtlich falsch, das heißt, mit unrichtiger Accentuation, ausgesprochen, und den Ausruf der

Ist ein solches übertriebenes Anschmiegen zu verdammen, so ist der entgegengesetzte Fehler, nämlich

---

Zuhörer die das Wort wiederholten, um die Aussprache zu verbessern, habe er für eine Antwort auf seine Frage, und für ihre Erklärung, daß sie den Aeschines für einen Miethling hielten, ausgegeben. Diese Erklärung wird, auf die Autorität der Scholien, und weil sich der Leser durch Entdeckung solcher Kunstgriffe in den Rednern, besonders ergötzt findet, so viel ich wenigstens weiß, von Manchen angenommen; daß es aber auch die richtige sey, daran möchte ich zweifeln. Allerdings hätte eine solche Versetzung des Accents die Ohren der Athenienser aufs äußerste beleidigt, und einen verbessernden Zuruf veranlassen können; aber hätte eben dies reizbare Publikum sich wohl seine Worte im Munde verdrehen, und weiß machen lassen, es habe ein Urtheil über den Aeschines ausgesprochen, da es nur den Demosthenes korrigirte? Mich dünkt, dieser würde mit seiner künstlichen Impertinenz die Gemüther nicht gewonnen, sondern nur erbittert haben. Aber davon abgesehen, sollte man doch bedenken, was man bei Erklärung der Reden des Demosthenes seinem Charakter schuldig ist, dessen Würde, auch nur zur Hälfte anerkannt, ihn vor dem Verdacht schützen müßte, sich mit dergleichen Erbärmlichkeiten befaßt zu haben; man sollte bedenken, daß in dieser tragischsten Stunde seines Lebens, sein stark ergriffenes Gemüth wohl nur Ideenblitze schleudern, nicht mit Accenten spielen konnte. Was ist übrigens auch natürlicher, als zur Erklärung jener Stelle anzunehmen, er habe gleich Anfangs auf eine starke Partei unter den Zuhörern rechnen und voraussetzen können, diese würde ihm auf jene Frage, seinem Wunsche gemäß antworten? Auch diese viel pas-

das Verstoßen gegen bestehende, nicht zu ändernde Verhältnisse, ebenfalls für unsittlich und unklug zu halten. Ein Verstoß von solcher Art, vernichtet auf der Stelle die Wirkung der kräftigsten Rede, und man braucht nur die Art des Unwillens, der dadurch erregt wird zu untersuchen, um zu sehen, daß man Dem der sich so vergangen hat, nicht etwa Mangel an Schlauheit oder an produktivem Genie, sondern was bei weitem schlimmer ist, an sittlichem Gefühl, vorwirft. Sollte ein Publikum stumpf genug seyn, um durch Mißgriffe dieser Art nicht beleidigt zu werden, und dies ist öfter als man denken sollte der Fall, so macht es freilich von der einen Seite dem Redner seine Arbeit leicht; es erschwert sie ihm aber auch auf der andern; denn so wie es für die Unangemessenheit des Vortrags kein Gefühl hat, so wird es auch die Angemessenheit der Rede nicht empfinden. Man kann ihm daher nur zu einem solchen Publikum Glück wünschen, das gebildet genug ist, die geringste unpassende Aeußerung übel zu nehmen; findet er kein solches, so muß er es zu dieser Höhe zu erheben suchen, indem

---

sondere Erklärung findet sich in den Scholien, die einem der Freunde des Redners, dem Komiker Menander, diese Antwort zuschreiben.

er ihm eine Achtung erweist, die es gewiß nach und nach würdigen und verstehen lernen wird.

Was er aber wagen und was er nicht wagen dürfe, das entscheide er nicht nach Muthmaßungen der Weltklugheit, sondern nach sittlichen Grundsätzen; das Härteste und Stärkste, sobald es nur angemessen ist, sobald er nur durch sein Amt und seinen Beruf aufgefordert war es zu sagen, wird niemals beleidigen; es wird die Wirkung seiner Rede, und den Affekt den er hervorbringen will, niemals schwächen, sondern immer nur befördern. Wie ausgebildet war nicht das Gefühl für das Schickliche und Angemessene bei den Atheniensern zu Demosthenes Zeit, und doch hat sich dieser Redner niemals gefürchtet, ihnen ihre Unarten, ihre Fehlgriffe und Schwachheiten mit der größten Kraft und Derbheit vorzuwerfen; und es ist mir nicht bekannt, daß er durch diese Freimüthigkeit, die mit seiner Liebe zum Vaterlande und zur bestehenden Verfassung so unverkennbar zusammenhing, jemals dem Erfolg seiner Reden geschadet hätte. Viel weniger sollte sich der kirchliche Redner scheuen, die Verderbniß des religiösen und sittlichen Zustandes nach der Wahrheit zu schildern, und den unbußfertigen Sünder durch die Strafen des künftigen Lebens zu schrecken. Wer dies aus Furcht, sein Publikum von sich zu ent-

fernen, unterläßt, der bedenkt nicht, daß der Zuhörer ganz unwillkührlich den Redner nur nach sittlichen Regeln beurtheilt, und ihm erlaubt Alles zu wagen, was er mit Recht wagen darf; daß die heftigsten Vorwürfe ihn nicht erbittern, sobald er nur sieht daß der Redner durch das Verhältniß, worin er zu ihm steht, dazu berechtigt ist; ja daß es in der sittlichen und religiösen Natur des Menschen einen Hang giebt, der mit dem Hang zum Schauderhaften und Erhabenen sehr genau verwandt ist, vermöge dessen er sich in einer verdienten Demüthigung, die zu besseren Gesinnungen führen kann, mehr gefällt, als in jener oberflächlichen Rührung, die durch schmeichelhaftes Erregen seiner Gefühle erzeugt wird. So haben die berühmten Redner, die vor Ludwig dem Vierzehnten und seinem Hofe sprachen, einem Auditorium, das ihnen die mindeste Unschicklichkeit gewiß nie verziehen haben würde, alle Schrecken der Religion, und die ganze sittenrichtende Kraft ihres Amtes oft, und immer mit dem größten Erfolg, angewendet.

Verhindert die Angemessenheit der Rede jedes Aergerniß das den Affekt unterdrücken könnte, so wird sie auch zur Erweckung desselben auf eine direkte Weise beitragen. Wenn nämlich der Redner sich in einem solchen Kreise von Gedanken, Bildern und Anspielun-

gen bewegt, die dem Zuhörer selbst gemachte Erfahrungen, und Auftritte wovon er selbst Zeuge war, ins Gedächtniß zurückrufen, so muß die Rede mit gedoppelter Kraft wirken. Denn dadurch wird die Idee nicht bloß seinem Geiste anschaulich gemacht, sondern indem man sie mit allem vergesellschaftet, was er selbst gedacht und empfunden hat, nimmt man sein ganzes Innere in Anspruch, und erweckt darin eben jene Gährung, jenes Aufbrausen, das wir Affekt nennen. Mancher Ausdruck mag für den Gedanken passend, und dem Zuhörer verständlich seyn; es giebt aber vielleicht noch einen andern, wodurch ihm plötzlich eine ins Dunkel versunkene Region seines Gemüthes klar wird, und der wenigstens einige von den mannigfaltigen Fäden anschlägt, woraus das Gewebe seiner Empfindungen besteht; den letzteren soll der Redner zu finden wissen; und er wird dazu, durch das von wahrem Wohlwollen geleitete Studium seiner Zuhörer in Stand gesetzt. Zöge er einer solchen Einkleidung eine andere Darstellungsart vor, die ihm bequemer und behaglicher ist, so wäre dies ein egoistisches Verfahren, das sich durch die Unwirksamkeit der Rede bestrafen würde. Wie stark aber der Eindruck sey, der durch das weise Benutzen der beim Zuhörer schon vorhandenen Empfindungen hervorgebracht wer-

den kann, das zeigt sich bei Gelegenheitsreden. Spricht ein Prediger bei Eröffnung eines Feldzuges, bei einem Sieges- oder Freudenfeste, so kann er hier mit größerer Sicherheit als bei den gewöhnlichen Vorträgen, wo die Verhältnisse nicht so bestimmt gegeben sind, gewisse herrschende Ansichten und Meinungen, gewisse Hoffnungen und Befürchtungen, gewisse Gefühle der Freude, der Dankbarkeit, beim Zuhörer voraussetzen; und wenn er nur mit einiger Weisheit alle diese verschiedenen Strahlen in den Brennpunkt seiner Idee zusammenzuleiten weiß, so wird er diese zu einem sehr hohen Grad des Affektes erheben können. Hieraus erklärt es sich auch, weshalb die Wirkung der Festpredigten immer größer ist, als die der gewöhnlichen sonntäglichen Reden. Zu den ersteren bringt nämlich der Zuhörer, so verbildet er auch seyn mag, doch immer noch einige religiöse Gesinnungen mit, an die sich der Redner sehr leicht anschließen kann.

Zu dieser Angemessenheit gehört aber auch, daß der Redner sich nie in Ausdrücken, Wendungen und Bildern über die Sprache des gebildeten Umgangs erhebe, selbst vor einem solchen Auditorium, welches einem höheren Schwunge folgen, und exquisitere Redensarten verstehen würde. Ich muß dies wegen Derjenigen erinnern, welche durch poetischen Schmuck,

durch Worte, die sie aus dem Staube vergangener Jahrhunderte hervorsuchen, und durch Konstruktionen die der reinen Prosa fremd sind, ihren Vorträgen eine besondere Würde und Kraft zu geben glauben. Dies ist aber immer nur ein kalter Prunk ohne Kraft, wenn Kraft nämlich, wie ich behaupte, nichts anderes bedeuten kann, als die Wirksamkeit der Rede zur Erregung des Affektes. Im Drange des thätigen Lebens, bei herzzerreissenden Unglücksfällen, in den stillen Stunden der Betrachtung, hat da etwa der Zuhörer sich und Anderen seine Gedanken und Gefühle in einer bilderreichen Sprache, und in unbekannten Wendungen vorgetragen? Gewiß nicht. Der Ausdruck, der sich von selbst zu den stillen Regungen unseres Gemüthes gesellt, wenn sie vor das Bewußtseyn treten, ist immer eben so edel als einfach; will der Redner also in unser inneres Leben eindringen, und die Spuren vergessener Gedanken und Empfindungen wieder erneuen, will er uns wirklich ansprechen, so muß er sich eben der bekannten und gebräuchlichen Worte bedienen, worin wir mit uns selbst zu reden gewohnt sind. Jeder fremde Ausdruck, ja jede ungewöhnliche Wendung reißt uns aus uns selbst heraus, anstatt uns in uns selbst zurückzuführen; und der vielleicht schon zum Fließen gebrachte Strom der

inneren Harmonieen bricht sich plötzlich und zerstiebt an solchem unerwarteten Hinderniß. Auch gesellt sich zu dieser Störung der Unwille gegen einen Mann, der sich mit einem Schmuck tönender Redensarten, die am Ende doch nicht so schwer zusammenzubringen sind, umgiebt, anstatt zu seinem, wie zu meinem, wahren Vortheil meine gewöhnliche Sprache mit mir zu sprechen. Diejenigen sehr seltenen Fälle, wo man für einen ungewöhnlichen Gedanken auch einen ungewöhnlichen Ausdruck wählt, sind hier natürlich ausgenommen; aber ohne eine ganz besondere Absicht, sich auch nur die geringste Entfernung von der gebräuchlichen Sprache zu erlauben, scheint mir immer etwas Unangemessenes, Zweckwidriges, worauf, nach meiner Ansicht, ein sittlicher Tadel fallen muß.

Der Gebrauch der Bibelsprache ist bei dieser Mißbilligung natürlicher Weise nicht gemeint; vielmehr möchte ich die öftere Anwendung der Ausdrücke und Bilder der heiligen Schriften, wenn sie nur nicht zur Füllung eines leeren Raumes herbeigezogen, sondern mit Beibehaltung ihrer ganzen Würde und Kraft in den Vortrag verschmolzen werden, als ein höchst angemessenes, und zur Erregung des Affektes höchst wirksames Mittel allen geistlichen Rednern anempfehlen. Als ein höchst angemessenes: denn die Bibelsprache

kann niemals veralten, weil sie für die mannigfaltigen Zustände des Lebens und des Gemüthes so viele höchst bedeutsame Ausdrücke darbietet, von denen manche sogar als sprichwörtliche Redensarten in der Sprache des gewöhnlichen Umgangs vorkommen; und so vernachlässiget die religiöse Erziehung und das Lesen der Bibel auch seyn mag, so kann man doch mit Sicherheit darauf rechnen, der Zuhörer im Allgemeinen, werde einen Gedanken weit eher im biblischen, als im philosophischen Gewande verstehen. Die große Kraft der Bibelsprache zur Erregung des Affektes besteht aber vorzüglich darin, daß in ihr, der Ausdruck für den Verstand und der Ausdruck für das Gefühl, nicht geschieden wie in menschlichen Darstellungen, sondern immer einer und derselbe ist; die Bilder, welche sie so häufig gebraucht, verbinden mit der Genauigkeit einer abstrakten Terminologie, den Vortheil, die Idee in das Gewebe menschlicher Verhältnisse zu versetzen, und sie mit allen Vorstellungen zu bekleiden, die auf das Gemüth wirken können. Sie sind ein Licht und Wärme verbindender Strahl, der aus dem Geist in das Herz übergeht: und wie sollte der nicht den ganzen Menschen entzünden? Ist es nun noch, wie doch gewiß öfters, der Fall, daß ein biblischer Spruch, bei der ersten Bekanntschaft mit demselben, oder bei

späteren Veranlassungen, eine ganze Reihe frommer Empfindungen geweckt hat, so kann der Redner, indem er ihn passend erwähnt, den schon so oft damit verbundenen Affekt, aufs Neue hervorrufen, und zum Vortheil seiner Idee anwenden. Dieses großen Gewinnes wegen, würde ich es gerathen finden, die Bibelsprache auch dann zu reden, wenn man auch nicht voraussetzen darf, daß der Zuhörer mit ihr bekannt sey, und daß sie jemals zur Erweckung seines inneren Lebens beigetragen habe; denn eben durch ihren öfteren Gebrauch wird diese genauere Bekanntschaft, und dieser Einfluß auf das Gemüth, nach und nach bewirkt werden.

Was nun aber den Redner verhindert, in die Vorstellungen seiner Zuhörer einzugehn, ihre eigene Sprache mit ihnen zu reden, und durch die Angemessenheit seiner Darstellung den Affekt zu erregen — das sind wiederum nur moralische Gebrechen. Vornehmlich ist es jene selbstgefällige Eitelkeit, die nur den Genuß begehrt, sich bequem und gemüthlich auszusprechen, und die schwierige und oft gewaltsame Anstrengung fürchtet, welche erforderlich ist, aus sich selbst heraus, und in eine andere Individualität hinüber zu gehn. Aus dieser Schwäche entstehen in der geistlichen Beredsamkeit die locker gearbeiteten, blumen-

rei-

reichen Reden, die zwar, da sie dazu geeignet sind die Phantasie des Zuhörers zu erregen, oft ein enthusiastisches Lob einernten; — wie denn überhaupt die Menschen, durch ihre eigene Eitelkeit geblendet, die der Anderen selten so würdigen, und so bestrafen, wie sie es verdiente; — deren müßiges Gedanken- und Bilder-Spiel aber nur kraftlose Leere, und niemals einen edlen, zu großen Entschließungen treibenden Affekt hervorbringen kann. Zweitens giebt es auch eine gewisse Scheu vor dem Handeln, die sich selbst bei edlen und zarten Gemüthern finden kann, und welche sie verhindert in die Verhältnisse ihrer Zuhörer einzugehn, ihr Herz mit fester Hand zu ergreifen, und so ihrer Darstellung jene Affekt erregende Angemessenheit zu geben. Wo ein Redner ganz in die Idee versinkt, und diese mit großer Sorgfalt entwickelt, die Verhältnisse aber, worin sie thätig werden soll, nur obenhin und im Allgemeinen berührt, um ja nirgend anzustoßen und Niemand zu beleidigen, da kann man jene eben bezeichnete Scheu mit Sicherheit voraussetzen. Eben den moralischen Tadel, wo nicht einen größeren verdient, und eben so entkräftend wirkt auf die Darstellung, drittens, eine allzugroße Hingebung des Redners, wenn er mit Verleugnung seiner Idee und seiner Persönlichkeit, sich nur mit den Verhält-

nissen und Neigungen seiner Zuhörer beschäftigt, um ihnen etwas Passendes, Wohlthuendes zu sagen; dies ist niedriger Ehrgeiz, der nach vergänglichem Lob, und nicht nach dem wahren dauernden Ruhm strebt, die Menschen zu veredeln; ein Redner, welcher dadurch getrieben wird, läßt seinen Zuhörer oft in ohnmächtige Rührung dahinschmelzen, aber nie wird er in ihm einen wahren Affekt entzünden, da der Strahl der Idee, wodurch dies einzig zu erreichen wäre, niemals die ihn umgebenden Hüllen durchbricht. So wären hier also drei Abwege bezeichnet: das Versinken in sich selbst, das Versinken in die Idee, das Versinken in die Verhältnisse der Zuhörer; wo eine rhetorische Darstellung nach einer dieser drei Seiten hin, ein entschiedenes Uebergewicht hat, da ist sie unangemessen und kraftlos. Um völlig angemessen zu sprechen, würde also der Redner diese drei verschiedenen Ansprüche, die seine Persönlichkeit, die Idee und die Verhältnisse seiner Zuhörer an ihn machen, so zusammenzufassen, zu vereinigen und zu vermitteln haben, daß eine jede dieser Forderungen befriedigt würde, ohne daß die anderen etwas dabei verlören; und es ist dies weiter nichts, als was zum wahrhaft tugendhaften Handeln gefordert wird, zu welchem ein fortwährendes klares Bewußtseyn unserer Persönlichkeit, der Idee

wonach, und der Verhältnisse worin wir handeln, eine unerlaßliche Bedingung ist. Zur Lösung dieser Aufgabe gehört eine überaus große Charakterkraft, im rhetorischen, so wie im sittlichen Handeln überhaupt, und wie sehr beides einerlei sey, zeigt sich auch darin, daß die Reden, die in dieser Rücksicht ganz vortrefflich sind, so wie wahrhaft tugendhafte Handlungen, sich durch keinen äußeren Glanz und Schimmer auszeichnen; denn hier, wo drei verschiedene Elemente verschmolzen sind, verfließen ihre Farben in einander; dahingegen die fehlerhaften Reden, eben weil darin das eine dieser Elemente von den andern abgesondert erscheint, wenn sie nur mit einigem Talent gearbeitet sind, gar leicht etwas Schimmerndes bekommen, das der Unverständige bewundert, das aber weder ihn, noch sonst Jemand wahrhaft erwärmt.

Das größte Lob, ohne den mindesten Tadel, verdient in dieser Rücksicht Demosthenes, weil wohl nie ein Redner mit so würdevoller Darstellung seiner Persönlichkeit, mit so lichtvoller Entwickelung seiner Idee, eine so allumfassende Rücksicht auf die Verhältnisse verbunden hat. Und eben aus der fortwährenden Verschmelzung dieser drei Bestandtheile entsteht seine kraftvolle, ergreifende Einfachheit, die verloren gegangen wäre, wenn sich das Lyrische und das Philosophische

in seinen Reden jemals von dem Realen abgesondert hätte. Dagegen verdient Cicero schon in einem weit geringeren Grade als ein Muster der Angemessenheit aufgestellt zu werden; nicht als ob er jemals sich über die Fassungskraft seiner Zuhörer erhöbe, oder etwas Unpassendes, Anstößiges vortrüge, sondern weil bei ihm bald seine Persönlichkeit, bald seine Idee, bald die Umstände zu sehr hervortreten, und von dem jedesmal überwiegenden dieser drei Elemente, die beiden anderen immer in Schatten gestellt werden. Aber eben durch diese Fehler bekommt er ein glänzenderes Kolorit als Demosthenes, und kann mit einem minder mühsamen Hineinarbeiten in die Verhältnisse seiner Zeit, im Allgemeinen verstanden werden.

Ohne im mindesten Massillon mit Demosthenes, noch Bossüet mit Cicero vergleichen zu wollen, haben sie doch diese Aehnlichkeit, daß Massillon wie der griechische Redner, ohne sich selbst und seine Idee aufzugeben, sich das Leben seiner Zuhörer aufs genaueste vergegenwärtigt; dahingegen Bossüet, und zwar wie ich vermuthe, eines weniger lauteren Charakters wegen, diese letzte Rücksicht fast ganz vernachlässigt. Deswegen wird man von Massillon begeistert, und vergißt ihn zu bewundern: das schönste Lob, das dem Redner zu Theil werden kann; dahingegen Bossüet

durch seinen erhabensten religiösen Schwung, nur kalte Bewunderung, oder höchstens ein sittlich unnützes Aufbrausen der Phantasie erregen kann. Wenn übrigens die Franzosen selbst, fast immer Bossüet über Massillon setzen, so erhellt hieraus, wie aus manchen andern Urtheilen ihrer Kunstrichter, wie wenig sie das wahrhaft Vortreffliche, das sie besitzen, zu erkennen und zu schätzen wissen.

Anhang.

Vom Geschmack.

Was der Geschmack eigentlich sey, darüber ist man eben so uneins, als über die Stelle, die er in einer Kunsttheorie einnehmen, und über die Mitwirkung, die ihm beim Hervorbringen und Beurtheilen von Kunstprodukten, verstattet werden müsse. Zwar hat man in neueren Zeiten versucht, ihn als ein verkehrtes Princip, das wir von den Franzosen überkommen hätten, zu verdammen, und alles Einflusses zu berauben; doch da das Publikum, so sehr es auch angewiesen worden, nicht mit Geschmack zu urtheilen, doch nicht aufhört dergleichen Forderungen geltend zu machen; da

der Geschmack zuweilen sogar die Urtheile seiner Verächter unbewußter Weise leiten mag, so scheint es, daß er, um allgemein anerkannt zu werden, nur im rechten Lichte erscheinen, und an die rechte Stelle gesetzt werden müsse. Freilich kann er in solchen Theorieen keinen Platz finden, die für die Kunst keine anderen Regeln anerkennen wollen, als die, welche die Phantasie sich selbst giebt; denn der Geschmack wird der Phantasie immer fremd bleiben, wenn sie abgesondert von anderen Seelenvermögen wirket; aber eben in dieser Absonderung lag der Fehler; denn wie wäre es möglich, daß die Kunst, die den ganzen Menschen ergreifen soll, nur seine Phantasie allein, und nicht auch seine anderen Kräfte in Thätigkeit setzte? Und geschieht dies, so wird auch die ethische Kraft, zwar nicht darin herrschen, wie in der Rhetorik, doch auf den Antrieb der darin herrschenden Phantasie gewiß nicht unthätig bleiben.

In dem ethischen Vermögen nun möchte ich die Quelle des Geschmacks suchen, und behaupten er sey nichts anders als die, durch dasselbe geleitete Auswahl des Angemessenen. Recht eigentlich wäre er also in der Beredsamkeit zu Hause; oder vielmehr, sein Wirkungskreis soll sich über das ganze praktische Leben des Menschen ausdehnen, da die Achtung für die

Eigenthümlichkeit seiner Mitmenschen, und für die Verhältnisse worin er sich mit ihnen befindet, ihn überall begleiten soll. Ist nun aber der Geschmack zu einer sittlichen Gewohnheit in seinem ganzen Betragen geworden, so begreife ich nicht, wie er ihn plötzlich verlassen kann, wenn er aus dem Kreise seiner äußeren Thätigkeit in sich selbst zurückkehrt, um die Ideen seiner Phantasie auszubilden, und wie er hier, mit sich selbst eine Sprache reden, und sich einer Darstellungsart bedienen könne, die er im Verhältnisse zu seinen Mitmenschen sich niemals erlauben würde. Der Geschmack, in dem angegebenen Sinne, soll sich also über die ganze Poesie erstrecken; die Ideen der Phantasie müssen durch dies Medium durchgeführt werden; und geschieht es, so werden sie an Lebendigkeit, so wie die Darstellung an Kraft und Vollendung, nie verlieren, sondern nur gewinnen. Denn um sein Werk zu einem lebendigen Ganzen, zu einem Individuum zu machen, muß ihm der Künstler die genauesten Bestimmungen geben; und davon werden immer einige fehlen, wenn nicht, außer den übrigen Verhältnissen worin es entstanden ist, auch die sittlichen, durch die dafür bezeigte Achtung, an ihm zu erkennen sind. Doch darin würde sich in dieser Rücksicht die Beredsamkeit von der Poesie immer noch unterscheiden, daß

in der ersteren die Auswahl des Angemessenen von der Absicht, Affekt zu erregen, begleitet ist; dahingegen der Geschmack des Dichters eine absichtslos wirkende, schöne Eigenschaft ist. Auch der Manchen anstößige Ausdruck Geschmack, möchte so unpassend nicht seyn, um ein sonderndes, auswählendes Princip anzudeuten; wobei auch dies zutreffen würde, daß, wie der sinnliche Geschmack sich bei verschiedenen Personen verschieden äußert, so auch der sittliche in der Beredsamkeit und Poesie in verschiedenen Zeitaltern und Verhältnissen nicht dieselben Urtheile fällt; denn obgleich die Regel immer dieselbe bleibt, so wird sie doch durch die Umstände auf das Mannigfaltigste bestimmt.

Sechstes Kapitel.

Von dem stätigen Fortschreiten.

Nachdem wir die größeren Theile, worein die Rede zerfällt, schon früher kennen gelernt hatten, haben wir nun auch gesehen, wie die untergeordneten Vorstellungen, wodurch die Ideen entwickelt werden, beschaffen seyn sollen. Aber sowohl in Betreff jener

größeren Theile, als dieser untergeordneten Vorstellungen, fragt es sich nun, durch welches Gesetz ihre Ordnung und Folge bestimmt werde. Wir stellen hier das Gesetz des stätigen Fortschreitens auf, und haben zuvörderst zu zeigen, daß dies ein ethisches Princip sey.

Nicht nur die innere moralische Entwickelung des Menschen, soll, als ein Streben nach einer nie zu erreichenden Vollkommenheit, ein beständiges Fortschreiten seyn; sondern auch, wenn er im thätigen Leben die Ausführung einer ethischen Idee verfolgt, so soll er unausgesetzt, und ohne Unterlaß sich dem vorgesteckten Ziele zu nähern suchen. Bestimmen ihn die im Wege stehenden Schwierigkeiten, seinen Plan ganz aufzugeben, oder lenkt ihn die Beschäftigung mit Nebendingen so von dem eingeschlagenen Wege ab, daß er nur spät und ohne Energie wieder darauf zurückkehrt, so wird ihm mit Recht ein Mangel an jenem Muth, jener Beständigkeit, jener Charakterkraft vorgeworfen, die ein wesentlicher Bestandtheil der Tugend ist. Zwar kann er sich nicht immer in gerader Linie, wenn ich so sagen darf, und mit gleich gemessenem Schritte, seinem Ziele nähern; er wird zuweilen langsamer fortschreiten, weil er die Hindernisse, die sich ihm entgegen stellen, wegräumen, oder weil

er ein Werk, das nicht auf einmal gedeihen kann, langsam vorbereiten muß. Aber selbst bei diesen oft weitausgeholten Vorbereitungen, darf das Ziel nie aus den Augen verloren werden, und selbst in den größten Abschweifungen, muß das Streben, dahin zu gelangen, unverkennbar seyn. Doch dieses Fortschreiten selbst, erhält nur seine Vollendung durch die darin herrschende Stätigkeit, d. h. durch die leichte Verschmelzung und Verbindung der Handlungen, so daß eine jegliche, wie sie von der vorhergehenden vorbereitet und veranlaßt ward, auch wiederum der nachfolgenden zur Vorbereitung und Veranlassung diene. Fehlt dieses wesentliche Erforderniß, und wird eine Thätigkeit nur sprung- und ruckweise unternommen, so können daraus zwar einzelne schöne Momente, aber nie ein wohlgeordnetes ethisches Leben entstehen.

Aus der Sittenlehre also entlehnen wir das Gesetz des stätigen Fortschreitens; denn in ihr ist es nothwendig und wesentlich; nicht aus der philosophischen und poetischen Darstellungskunst, in welchen es nur unter vielen Einschränkungen angetroffen, ja oft durch das entgegengesetzte Princip verdrängt wird. Denn des Dichters wie des Denkers Thätigkeit, ist durch das Bestreben ihre Schöpfung abzurunden, in sich selbst zurückkehrend, und von einer Ruhe begleitet, die

sich auf das Bewußtseyn der Möglichkeit gründet, ihre Idee vollkommen darzustellen. Das ethische Bestreben hingegen, bei dem Bewußtseyn, daß es das Ideal seiner Vollkommenheit niemals erreichen, ja auch selbst eine einzelne Idee niemals vollendet in der Wirklichkeit darstellen kann, soll sich niemals der Ruhe überlassen, sondern mit fortdauerndem Eifer, obgleich mit Besonnenheit, von jeder beendigten Thätigkeit sogleich zu einer neuen forteilen. Und wenn sich das Gesetz des stätigen Fortschreitens in gewissen poetischen Gattungen, z. B. im Drama, wiederfände, so müßte man nicht glauben, die Rhetorik habe es von demselben erborgt, sondern vielmehr sie habe es ihm geliehen, denn das Drama ist die Darstellung von der ethischen Thätigkeit der Menschen, und muß also vom Charakter derselben etwas beibehalten.

Wie sich nun also die Handlungen in einer vollkommenen sittlichen Thätigkeit an einander reihen, so auch sollen in der Rede, die ethischen Ideen, und die angemessenen Vorstellungen, welche sie entwickeln, angeordnet seyn. So unaufhaltsam und reißend ist das Fortschreiten des wahrhaften Redners, daß er jeden Gedanken, jedes Wort, das ihn nicht näher zum Ziele führt, als eine Schwachheit, einen Fehler, ja als eine Sünde verabscheut und von sich wirft. Ist es

nöthig den Zuhörer von Nebensachen zu belehren, die auf seine Entschließung Einfluß haben könnten, seine gereizte Empfindlichkeit zu besänftigen, einem Einwurf vorzubeugen, so hemmt er eine Zeitlang die Schnelligkeit seines Ganges, doch nur um die Mittel zu gewinnen, sogleich mit desto größerer Eile fortschreiten zu können; ja zuweilen könnte es scheinen, als schweife er von seinem Wege ab; doch in seinem Abschweifen selbst ist stets die Richtung nach seinem Ziele sichtbar, und es zeigt sich auch bald, daß er nur einen Richtsteig betrat, um desto schneller dahin zu gelangen. Und in dieser bald heftigen, bald sanften Bewegung, reiht sich ungezwungen Vorstellung an Vorstellung, so daß von der ersten bis zu der letzten eine nie unterbrochene Kette fortläuft, in welcher, weder für den Verstand noch für das Gefühl, die mindeste Lücke zu entdecken ist.

Ferner leidet es nun aber wohl keinen Zweifel, daß durch die Anwendung dieses ethischen Princips auf die rhetorische Darstellung, ihr Hauptzweck, die Hervorbringung des Affektes, erreicht werde. Wenn sich die Menschen für eine wirklich große und schöne Idee nicht begeistern, so kann dies nur darin liegen, daß sie dieselbe nicht in allen ihren Beziehungen auf Glück, Tugend und Pflicht betrachten, oder sich zu

sehr durch die einzelnen Schwierigkeiten in der Ausführung niederschlagen lassen. Werden nun aber alle ihre einzelnen Momente und Beziehungen nach einander in schnellem Fortschreiten ihrem Geiste vorübergeführt, so daß sie alles, was sie Großes, Erhabenes, Segensreiches in ihren Folgen hat, mit Einem Blicke umfassen können, so ist es unmöglich, daß sie sich nicht dafür erwärmen sollten; jede neue Vorstellung, die ihnen vom Redner dargeboten wird, ist ein neuer Stachel, der sie zur Ausführung antreibt. Zu gleicher Zeit wird das durch die Vorstellung der Schwierigkeiten und Hindernisse niedergedrückte und gebeugte Gemüth, durch die Beseitigung seiner Zweifel, wie von einer Bürde befreit, so daß es sich nicht mehr selbst ängstlich zurückhält, sondern sich der Einwirkung, die es empfängt, gern und frei überlassen kann. Damit aber diese Wärme, welche anfängt das Gemüth zu beleben, nie erkalte, sondern sich immer zunehmend verbreite, ist es nothwendig, daß dies Fortschreiten des Redners auch stätig sey. Sind die Gedanken nicht genau verkettet, so daß der Verstand einen Mangel an Zusammenhang darin bemerkt; wird es dem Gemüthe schwer, von einer schon erregten Empfindung zu einer andern, oder von einem Gefühl zu einer damit nicht verwandten Betrachtung überzugehn, so ent-

steht im Zuhörer eine Reflexion, nicht über die Idee, sondern über den Redner; und die Wirkung dieser Reflexion ist so erkaltend, daß alle bereits vielleicht schon hervorgebrachte Wärme auf einmal verfliegt, und die Arbeit des Redners wieder von vorn beginnen muß. Dahingegen bei einem stätigen Fortschreiten, die Wirkung des Folgenden durch das Vorhergehende, und die des Vorhergehenden durch die des Folgenden verstärkt und begünstigt wird *).

So wäre es also, wie wir uns schmeicheln, erwiesen, daß durch dies Gesetz des stätigen Fortschreitens, welches ethischer Abstammung ist, auch der Hauptzweck der rhetorischen Darstellung, die Erregung des Affektes, erreicht werde. Um eine genauere Einsicht in die Anwendung und den Umfang dieses Gesetzes zu erlangen, bemerke man noch Folgendes:

Was zuerst das in der Rede nothwendige Fortschreiten betrifft, so gestattet dies allerdings das Erzählen, schließt aber das Beschreiben gänzlich aus. In der Erzählung nämlich folgen die verschiedenen Bestandtheile eines Gegenstandes aufeinander, und da-

*) Dies scheint Cicero zu meinen, wenn er sagt: Deinde inventa, non solum ordine, sed etiam momento quodam atque judicio dispensare atque componere. De Orat. I. 31.

durch wird das Fortschreiten nicht gehemmt; in der Beschreibung hingegen stehen diese verschiedenen Bestandtheile nebeneinander, und bilden ein ruhendes Gemälde, wodurch die rasche Bewegung der Rede aufgehalten wird. Findet sich daher ein Redner, wie dies sehr oft der Fall ist, bewogen, entweder den Charakter einer Person, oder die Lage der Dinge in der Wirklichkeit zu schildern, so soll er nie, weder die verschiedenen Eigenschaften einer Person, noch die verschiedenen Merkmale der Dinge, nebeneinander aufzählend hinstellen, sondern er soll einen historischen Faden finden, woran seine Darstellung, gleich einer sich nach und nach entwickelnden Geschichte, herunter laufe. Dies ist ungemein schwer, weil man zu diesem Ende oft der Vorstellung Gewalt anthun, und die Gegenstände, die sie als ein ruhendes Ganze aufgefaßt hatte und betrachtete, aus dieser Form heraus- und in eine andere hineinziehen muß. Doch dies Verfahren ist durchaus nothwendig; ohne dasselbe verfällt der Redner aus der rhetorischen Darstellung in die poetische, und gönnt sich selbst und seinen Zuhörern eine allen Affekt auflösende Ruhe. Die Schilderungen in den Reden der Alten sind durchaus nach diesem Princip gearbeitet; sie sind immer erzählend, nie beschreibend; das Schleppende in der modernen Rhe-

torik kommt großen Theils daher, daß es sich in ihr fast immer umgekehrt verhält.

Das Gesetz des Fortschreitens bestimmt aber auch den Umfang der Entwickelung eines jeden einzelnen Gedankens, der in der rhetorischen Reihe vorkommt. Man darf nämlich keinen, auf Unkosten der andern, so ausdehnen und heraustreten lassen, daß dadurch ein Stillstand verursacht werde. Die Schwierigkeit mancher Gedanken, welche Entwickelungen, Erklärungen, Beweise erfordern, kann oft zu diesem Fehler verleiten. Daher wird der wahrhafte Redner seinen Vortrag lieber aus solchen Gedanken zusammensetzen, die nur ausgesprochen, nicht erklärt und bewiesen werden müssen. Schon das ist, genau genommen, ein Fehler, denselben Gedanken mit verschiedenen Worten, das erste Mal undeutlich, das zweite Mal erklärend oder umschreibend auszudrücken; denn das Gesetz des Fortschreitens strenge beobachtet, erfordert, daß die Entwickelung der Gedanken mit jedem neuen Satze fortschreite; man muß also gleich den deutlichsten, kräftigsten Ausdruck zu finden wissen, und sich damit ein für alle Mal begnügen.

Von den in der Beredsamkeit oft nothwendigen Beweisen, scheint es vielleicht, als müßten sie den raschen Gang der Rede aufhalten, und ihr eben jene

lang-

langsame, in sich selbst zurückgehende Bewegung, welche der Philosophie eigen ist, mittheilen. Doch wird dies nicht der Fall seyn, sobald nur diese Beweise nach denen im ersten Buche aufgestellten allgemeinen Grundsätzen geführt werden. Will der Redner die Möglichkeit einer Sache darthun, so geschieht dies durch Vorlegung eines Planes, durch Anführung eines Beispiels, welches zeigt, daß in einer ähnlichen Lage schon das Aehnliche geschehen sey; will er die Wirklichkeit eines Faktums erweisen, so führt er Zeugnisse an, und prüft ihre Gültigkeit: hierbei wird Alles durch das Vorzeigen des Realen, durch bloßes Anschaun ausgemacht, und es bedarf keiner langsamen Verkettung abstrakter Sätze. Diese ist selbst da nicht nöthig, wo etwas als Wahrheit dargethan werden soll; in diesem Falle beruft sich der Redner auf eine allgemein anerkannte Autorität, deren Gewicht sogleich entscheidet; oder er wendet sich an die öffentliche Meinung, die bei einer andern Gelegenheit schon der Wahrheit gemäß entschieden hat, und er zeigt seinem Zuhörer durch ein kurzes und faßliches Enthymema, daß er, ohne mit sich selbst in Widerspruch zu gerathen, bei dem vorliegenden Falle unmöglich anders urtheilen, anders entscheiden könne. Auf diese Art bildet Demosthenes seine furchtbaren enthymematischen Schluß-

reihen, die so wenig dem Fortschreiten der Rede hinderlich sind, daß sie vielmehr mit der Kraft und der Schnelligkeit des Blitzes verglichen werden können.

Oft findet es sich, daß ein Gedanke, an einer Stelle, von welcher ihn die logische Ordnung nicht verdrängen würde, eine retardirende Schwere äußert, und die Stätigkeit der rhetorischen Reihe unterbricht, indem er weder durch das Vorhergehende gehörig vorbereitet, noch das Folgende hinlänglich vorzubereiten scheint. Diesen Uebelstand zu vermeiden, und einen jeden Gedanken so zu stellen, daß er den Schwung der Rede nicht nur nicht aufhalte, sondern befördere, dies ist eine der schwierigsten Aufgaben in der Beredsamkeit; doch läßt sie sich, wie es uns scheint, durch die von uns aufgestellten Principien lösen. Zu diesem Ende muß man eine Rangordnung der rhetorischen Ideen anerkennen. Sind auch Pflicht, Tugend und Glück einander an Würde gleich, so sind es doch nicht die drei verschiedenen Formen, unter denen sie sich darstellen. Die erste unter diesen ist die religiöse, alsdann folgt die ethische, und endlich die politische. Unter diesen stehen wiederum Wahrheit, Möglichkeit und Wirklichkeit, in der hier angegebenen Ordnung. Retardirend, und den stätigen Fluß der Rede hemmend, ist nun aber jede abgesonderte Entwickelung

einer untergeordneten Idee, wenn das dazu Gehörende sich mit einer höheren Idee verschmelzen, und an verschiedenen Punkten in die Entwickelung derselben verweben ließ. Wir nehmen an, daß ein kirchlicher Redner nach den Ideen Wahrheit und Wirklichkeit spreche, z. B. daß er die Begebenheiten seiner Zeit aus einem religiösen Gesichtspunkte darstellen wolle: mit Entwickelung der Wahrheit anhebend, wird er nur, wenn er hierin an einen passenden Ort gelangt ist, einen Blick auf die Wirklichkeit werfen dürfen: die Schilderung dieser letzteren, wenn er damit anhübe, oder ihr eine von der Wahrheit unabhängige Entwickelung gäbe, würde ein Stillstand, und kein Fortschreiten seyn, und sich weder mit dem Folgenden, noch dem Vorhergehenden gut verbinden lassen.

Denselben Fehler begeht ein Redner vor Gericht oder vor dem Volk, wenn er die höhere Idee der Pflicht und der Tugend zur vorherrschenden machen kann, und mit Vernachlässigung derselben, sich in eine davon unabhängige Entwickelung des bürgerlichen und positiven Rechts einläßt, welches er nur als eine Zugabe zum Ersteren, und als eine Bestätigung desselben hätte gebrauchen sollen. Mit aller Bescheidenheit, die uns Neueren bei der Beurtheilung der großen Muster des Alterthums zukommt, wage ich es, den

Aeschines in seiner Rede gegen den Ktesiphon, dieses letzteren Fehlers zu zeihen. Da sein Angriff auf den Demosthenes eigentlich nach der Tugendidee geschah, indem er sein Leben und seinen Charakter als unwürdig und hassenswerth darstellen wollte, so war es ein Fehlgriff, sich, wie er es thut, gleich im Anfang so lange bei den positiven Gesetzen, wodurch seinem Gegner die ihm zugedachte Krone geraubt werden könnte, aufzuhalten. Auch empfindet man es beim Lesen, wie schwach dieser ganze erste Theil seiner Rede sey, und wie wenig dadurch der folgende, wo er das Leben des Demosthenes untersucht, vorbereitet werde: ja es ist zwischen diesen beiden Theilen eine Kluft zu bemerken, über welche er seine Zuhörer nicht, ohne ihre Gemüther gänzlich abzukühlen, hinüberführen konnte. Daß Demosthenes diesen Fehlgriff bemerkt habe, scheint mir aus dem Umstande hervorzugehn, daß er gleich im Eingange seiner Rede gegen die Forderung seines Gegners protestirt, er solle in der Vertheidigung denselben Plan befolgen, wie Jener in der Anklage: weit entfernt davon, stellt er vielmehr die Tugendidee, wonach er sprechen will, voran; und erst nachdem er durch Darstellung seines Lebens einen großen Theil der ihm gemachten Vorwürfe widerlegt hat, beschäftigt er sich mit der Beurtheilung der positiven Gesetze,

die dem Antrage des Ktesiphon ungünstig zu seyn schienen: weshalb auch vom Anfange dieser Rede bis zu ihrem Ende kein Stillstand zu bemerken ist, sondern das Gemüth in Einer Spannung erhalten, und von dem einen wichtigen Moment unaufhaltsam zu dem andern fortgerissen wird.

Einer Rede diesen stätigen Fluß zu geben, dies ist, unter vielen schwierigen Dingen in der Beredsamkeit, vielleicht das Schwierigste. So wie der Dichter, so wird auch sein Gedicht geboren; in einem schönen Momente der Begeisterung steht es, wie ein gegliedertes Ganze vor ihm, und es ist, wenigstens dem Entwurfe nach, ohne weitere Mühe vollendet. So wie aber die Tugend Niemanden angeboren ist, sondern nur durch eine lange Reihe von Anstrengungen errungen wird, so ist auch die Rede, als ein sittliches Produkt, nie in ihrem Entstehen vollkommen, sondern sie wird es nur durch ausdauernd darauf verwendete Arbeit und Mühe. Ja so wie die Wirksamkeit selbst des tugendhaftesten Menschen, doch nie gänzlich vollkommen, d. h. nie ganz dem Gesetze und zugleich den Verhältnissen angemessen seyn kann, so ließe sich die Frage aufwerfen, ob eine Rede, die ja auch, nach meiner Behauptung wenigstens, ein sittliches Handeln ist, vollkommen seyn könne: eine Frage, die ich ver-

neinend beantworten möchte. Schon die Angemessenheit der Vorstellungen, wovon im vorigen Kapitel die Rede war, ist eine nur durch Annäherung zu lösende Aufgabe; denn es würde, um ihr vollkommen zu genügen, ein wahrhaft göttliches Durchschauen aller Charaktere und Verhältnisse erforderlich seyn. Aber auch das stätige Fortschreiten, als das zweite von uns aufgestellte Gesetz, kann in seiner Vollkommenheit wohl nur dem göttlichen Handeln in der Weltregierung eigen seyn, nie aber dem menschlichen, welches nur immer Stückwerk bleibt. Doch dem sey wie ihm wolle; so viel ist gewiß, und hierin wird mir sicher ein Jeder um so mehr beistimmen, als er selbst ein besserer Redner ist, nie sind im Entwurf der Rede, wie er sich zuerst dem Geiste darstellt, die Gedanken schon zu diesem stätigen, fortschreitenden Flusse geordnet, sondern sie müssen dazu verarbeitet werden. Wie sie sich zuerst darbieten, sind sie harte, spröde, von einander gesonderte Theile; diese muß der Geist ergreifen, und sie durch ein unendliches Hin- und Herwälzen an einander zermalmen, bis sich durch diese Reibung die Masse entzündet, und wie ein glühendes Erz dahinströmt. In diese Auflösung tauchen die höheren Ideen, und bemächtigen sich der Gedanken die zu ihnen gehören, welche jetzt, da sie flüssig gewor-

den sind, der geheimen Kraft gehorchen, die das Verwandte zum Verwandten zieht, so daß sie sich nun als eine feste Kette zusammenreihen.

Besonders deutlich zeigt sich nun wiederum hier, was wir schon an mehreren Orten bemerkt haben, daß nämlich der Charakter allein den Redner macht. Könnte wohl der glänzendsten Phantasie und der am tiefsten forschenden Vernunft eine solche Verarbeitung der Gedanken gelingen, wenn sie nicht von der Kraft des Willens geleitet und unterstützt werden? Beide, Phantasie und Vernunft, für sich allein, ziehen den Redner von der scharfgezeichneten Linie ab, worauf er sich fortbewegen soll, und verleiten ihn zu unnützem Stillstand und müßigem Ausbilden seiner Vorstellungen. Sie können an der Bearbeitung glanzloser, höchst einfacher, aus dem gewöhnlichen Leben entlehnter Vorstellungen, durchaus kein Interesse finden; sie ermüden dabei und versuchen, ein unerfreuliches Geschäft mit einem genußreicheren zu vertauschen, wenn sie nicht von einer andern Kraft getrieben werden. Und dies ist nicht etwa die eitle Sucht, vor einer Versammlung zu glänzen; denn die Eitelkeit ist einer solchen Anstrengung nicht fähig; ja sie fühlt sich gar nicht einmal dazu aufgefordert, da zu ihrer Befriedigung eine locker gearbeitete Rede, mit einigen glänzenden

Stellen, genügt. Denn so etwas ist der Zuhörer zu beurtheilen fähig; niemals aber, er sey so gebildet als er wolle, wird er einer so tief liegenden Vollkommenheit, wie der stätige Schwung der Gedanken ist, Gerechtigkeit widerfahren lassen. Er fühlt sich nur dadurch getroffen, wie vom Wehen des lebendigen Geistes, ohne die Ursach dieser Wirkung zu kennen, und eben weil so viel Schönes und Vortreffliches in seinem Gemüthe entsteht, vergißt er, daß der Redner vortrefflich gesprochen habe. Jener Demosthenische Starrsinn, jener eiserne Fleiß, der zur Bildung der rhetorischen, stätig fortschreitenden Reihe erforderlich ist, kann nur aus dem Bestreben entstehen, die Gemüther mit großen Ideen anzufüllen, über welchen man selbst vergessen werde; seinem eigenen Gewissen zu genügen, und ein gutes Unternehmen mit allem auszustatten, was zu seinem Gelingen beitragen kann: und was ist ein solches Bestreben anders, als die sittliche Kraft des Charakters in ihrer schönsten Ausbildung und Würde?

Siebentes Kapitel.

Von der Lebendigkeit.

Wir hatten im Anfange dieser Schrift versucht, das Handeln des Redners in seinem Entstehen zu ergreifen, wie es sich unter Leitung gewisser bestimmter sittlicher Ideen entfaltet. Wir haben ferner in diesem zweiten Buche die Beschaffenheit der Vorstellungen kennen gelernt, mit denen sich die Idee des Redners umgiebt, so wie auch die Regel, nach welcher diese Vorstellungen unter einander verkettet werden. Jetzt denken wir uns sein Handeln, wie es aus seinem Innern in Worten hervortritt, und hier finden wir, daß sein Fortschreiten in der Entwickelung seiner Idee und die dadurch in dem Zuhörer hervorgebrachte Wirkung, auch sein Verhältniß zu demselben, ob es gleich im Allgemeinen dasselbe bleibt, doch jeden Augenblick in einzelnen Umständen verändert; und wir fordern, daß sein Handeln, ohne Schwanken im Wesentlichen und in der Absicht, doch durch einen beständigen Wechsel in der Form die verschiedenen Schwingungen seines Verhältnisses begleite. Dies ist das dritte und letzte Gesetz der rhetorischen Darstellung. Wir nennen es das Gesetz der Lebendigkeit.

Wie die vorigen, so ist auch dies Gesetz ethischer Abkunft, und der philosophischen wie der poetischen Darstellung gänzlich fremd. In diesen beiden isolirt sich der Geist, und da er die Absicht nicht hat, seine Umgebungen durch seine Thätigkeit zu ergreifen, so verstattet er denselben auch keinen Einfluß auf sich. Die stets sich gleich bleibende Lage und Verfassung, worin er vom Anfang bis zum Ende des Werks verharrt, erlaubt ihm daher, diesem letzteren eine feste, unabänderliche Form zu geben. Die sittliche Thätigkeit hingegen würde durch ein solches Isoliren gänzlich aufgehoben; sie ist ein beständiges Aufnehmen äußerer Wirkungen, und ein eben so beständiges Zurückwirken; und da alles Aeußere ohne Stillstand hin und her fluthet, so muß auch der handelnde Mensch seine Stellung gegen dasselbe mit jedem Augenblick verändern. Dies ist kein Beugen des Willens unter die Gewalt der Umstände, sondern das einzige Mittel, ihm die Herrschaft darüber zu erwerben; ihr stets wechselnder Andrang würde Alles überwältigen, wenn die Art ihm zu begegnen, nicht mit eben der Schnelligkeit wechselte. Die wahre Tugend ist zwar nach der Seite des Gesetzes hin, unabänderlich dieselbe; nach der Seite des Lebens hin, ist sie aber stets beweglich und neu; und es ist nur Mangel an Spannkraft

des Charakters, wenn man, bei gänzlich veränderten Umständen, dieselbe Handlungsweise fortsetzen will.

Dieser aller ethischen Thätigkeit eigenthümliche Wechsel in der Stellung und den Bewegungen des Handelnden, kann in der Thätigkeit des Redners, da sich dieser nur der Gedanken und der Worte zur Realisirung seiner Idee bedient, auch nur an den Gedanken und den Worten, und an ihren stets abwechselnden Wendungen, wahrgenommen werden. Dies sind die sogenannten rhetorischen Gedanken- und Wort-Figuren: ein Ausdruck, bei welchem man sich nur nicht kalt und künstlich zur bloßen Zierde ersonnene Schnörkel denken muß; wozu freilich der Ausdruck verleiten könnte; sondern von der Phantasie, unter Leitung des rhetorischen Affekts, im Kampfe mit den widerstrebenden Gesinnungen des Zuhörers erfundene W e n d u n g e n und B e w e g u n g e n der Gedanken und Worte: weshalb auch vielleicht diese letzteren Ausdrücke, die keinem solchen Mißverständnisse ausgesetzt sind, den Vorzug verdienten. Dergleichen Wendungen werden ohne Zwang und Mühe im geselligen Umgang gebildeter und lebhafter Geister erfunden. Denn da das höhere gesellige Leben ein gegenseitiges Bearbeiten der Gemüther, durch Umtausch der Ansichten ist, wo ein Jeder wechselnd bald die Rolle des

Redners und bald die des Zuhörers übernimmt, so wird aus der Sprache desselben, zwar nichts für die rhetorische Reihe der Vorstellungen zu lernen seyn, da sie nur Bruchstücke derselben enthält; desto mehr aber für die Wendungen in Gedanken und Worten, die hier durch eine nähere Wirkung und Gegenwirkung lebendiger und kräftiger erzeugt werden. Auch sind die sogenannten Figuren, die von den Rednern angewendet, und von den Rhetoren einzeln aufgezählt werden, nur solche, im sittlichen Verkehr der Menschen entstandene, aus demselben ergriffene, und höchstens nur veredelte und ausgebildete Wendungen der Vorstellung und des Ausdrucks. Daher dürfen sie, wenn man sie recht gebrauchen will, weder aus Lehrbüchern, noch selbst aus den vollkommensten Werken der Beredsamkeit entlehnt werden, sondern man muß auf die Sprache des Umgangs zurückgehen, und sich alle die lebendigen Bewegungen zuzueignen wissen, wovon man sich getroffen fühlt, und die man selbst ihr zu geben gewußt hat. Oder vielmehr, der Redner muß sich den Zuhörer mit bestimmten Zügen, mit allen seinen widerstrebenden Ansichten und Neigungen vergegenwärtigen, und sich den ganzen Hergang der Sache, nicht monologisch, sondern dialogisch vorstellen; als-

dann wird er fühlen, wann es darauf ankommt *), Aufmerksamkeit zu erregen, zu belehren, zu ermahnen; den Zusammenhang oder den Gegensatz mehrerer Gedanken anzugeben; einem Vorwurf zu begegnen, ihn zurückzuschleudern; eine Wahrheit durch eine unerwartete, überraschende Wendung ins Licht zu setzen; von dem Einen zum Andern überzugehn; seine Empfindung zurückzuhalten, sie durchbrechen zu lassen u. s. w. Bei einem so lebendigen Gefühl seines Verhältnisses, und der darin durch ihn selbst hervorgebrachten Veränderungen, werden, bei jedem Schritt den er vorwärts thut, seine Vorstellungen, und durch diese auch sein Ausdruck, eine verschiedene Form erhalten.

Ist dieser Wechsel der Formen in der rhetorischen Darstellung, ethischen Ursprungs, wie wir zu zeigen bemüht gewesen sind, so ist er auch unter allen, zur Erregung des Affektes angegebenen Mitteln, das kräftigste und wirksamste **). Denn der Affekt des Zuhörers entzündet sich an dem Affekt des Redners; und wie könnte dieser deutlicher beweisen, daß er ganz von einer Idee, und von dem Streben sie andern mitzu-

*) Cicero Orator. 39 et 40.

**) Jam vero ad affectus nil magis ducit. Quinct. IX. 1.

theilen, beseelt sey, als wenn er die lebendigsten Formen der Darstellung erschöpft? Die Angemessenheit der Vorstellungen für sich allein, würde einen solchen Eindruck nicht hervorbringen; auch die am festesten gearbeitete Kette der Gedanken, würde, wenn sich nicht ein jedes Glied in derselben durch eine eigenthümliche Bildung auszeichnete, am Ende nur durch eine gewisse Einförmigkeit ermüden. Aber durch die besondere und oft überraschende Wendung, womit jede neue Vorstellung sich ankündigt, bekommt sie einen Stachel, der sich tiefer dem Gemüthe eingräbt, welches von so vielen Seiten unaufhörlich gereizt und getroffen, sich am Ende dem Affekt ohne Widerstand hingeben muß.

Dies Wirken auf den Affekt ist das unterscheidende Merkmal, woran man die rhetorischen Figuren erkennen, und wodurch man sie von den poetischen sondern kann. Die letzteren sind von der Phantasie für die Phantasie geschaffen; sie sind ein Malen, ein Bilden, ein Darstellen. Die rhetorischen Figuren sind von dem Gemüth — so nenne ich das ganze Innere des Menschen, in so fern es unter der Leitung des Willens steht — für das Gemüth hervorgebracht: sie sollen ergreifen, fesseln, bewegen, fortreißen. Die poetischen Figuren treten geschmückt und glänzend auf,

und die Dichtkunst gefällt sich in ihrem Schimmer; die rhetorischen Figuren sind eine nackte Kraft, welche absichtlich alles Gepränge vermeidet, weil dadurch ihre Wirkung gehemmt, oder auf die Phantasie, anstatt auf den Affekt, geleitet werden könnte. Will man sich ein Gefühl für rhetorische Figuren bilden, so lese man den Demosthenes; denn von ihm rühmen die Alten, daß er keinen Gedanken vorgetragen habe, ohne ihn auf eine besondere Art zu figuriren *); dadurch wird man auch am besten inne werden, wie groß der Unterschied zwischen rhetorischen und poetischen Figuren sey, denn keine Schreibart kann wohl von alle dem, was wir Poesie des Ausdrucks nennen, freier sein, als die Demosthenische. Wodurch wir übrigens nicht behaupten wollen, daß in einer Rede keine von den Figuren, die man gewöhnlich poetische nennt, zu gestatten sey. Alles kommt auf Anwendung, Stellung und Wirkung an; und es ist sehr wohl möglich, daß bei einem verschiedenen Gebrauch und Zusammenhang, dieselbe Figur bald für die Phantasie ausmale, bald den Affekt errege.

Bei dieser Verschiedenheit der poetischen und rhe-

*) Cicero Orator. C. 39. Et vero nullus fere ab eo locus sine quadam conformatione sententiae dicitur.

torischen Figuren, verdient das Unternehmen sie aufzuzählen, eben so viel Beifall bei den einen, als Mißbilligung bei den andern. Da die Phantasie sich von der Außenwelt unabhängig macht, und ihr keinen Einfluß auf ihre Schöpfungen verstattet, so werden ihre Formen keinesweges von einer unübersehbaren Mannigfaltigkeit seyn; denn ihr Ursprung ist in der Phantasie allein zu suchen, die bei allem ihren Reichthum doch, wie jedes menschliche Vermögen, an gewisse entdeckbare Gesetze gebunden ist. Man kann daher, sowohl bei der Aufzählung der poetischen Gattungen, als auch bei dem Verzeichniß der poetischen Figuren, zu einer erschöpfenden Vollständigkeit gelangen. Da hingegen die sittliche Thätigkeit des Menschen immerwährend durch seine Verhältnisse bedingt wird, die in nie zu berechnender Verschiedenheit wechseln, so ist es auch unmöglich, die Formen, unter welchen diese Thätigkeit erscheint, mit befriedigender Vollständigkeit aufzuzählen. Dies ist der Grund, weshalb man in der Beredsamkeit, nicht wie in der Poesie, gewisse sich durch Form und Gehalt auszeichnende Gattungen annehmen darf; und eben deshalb war es auch ein thörichtes Unternehmen, die Wendungen, welche die Gedanken des Redners, unter Mitwirkung der stets wechselnden Umstände erhalten, unter gewisse Rubriken bringen

gen zu wollen. Man wäre überhaupt nie darauf verfallen, wenn man den ethischen Charakter der Beredsamkeit erkannt, und sie gehörig von der Poesie zu unterscheiden gewußt hätte. Auch liegt es am Tage, wie schlecht dies Unternehmen gelungen sei. Es giebt herrliche Gedankenwendungen im Demosthenes, die noch kein Rhetor in sein Verzeichniß eingetragen hat; und auch von den kirchlichen Rednern sind Viele erfunden worden, die den Alten ganz unbekannt waren.

Aus dieser Vermengung der poetischen und rhetorischen Figuren, entstand schon bei den Alten eine ganz falsche Ansicht von dem Gebrauch und der Wirkung der letzteren. Cicero und Quinctilian stimmen darin überein, daß sie zum Theil als bloße Ausschmückung der Rede, und zum Vergnügen des Zuhörers angewendet werden können *). Dies darf aber niemals ihre Bestimmung seyn, wenn sie anders, wie wir behaupten, nicht von der Phantasie für die Phantasie, sondern von dem Gemüth für das Gemüth geschaffen werden. Eine andere vortreffliche Regel über ihren Gebrauch, die aber mit jener anderen Aeußerung kei-

*) Ex collocatione verborum quae sumuntur quasi lumina, magnum afferunt ornatum orationi. Cicero Orator. C. 39. Major pars harum figurarum posita est in delectatione. Quinctilian IX. 3.

nesweges übereinstimmt, giebt derselbe Quinctilian, wenn er sagt *), daß Alles, was die Absicht des Redners nicht befördert, ihr im Wege steht; und die Erzeugung eines mächtigen Affekts, der das ganze Gemüth ergreift, und in Thaten hervorbricht, wird gewiß durch nichts so wenig befördert, und folglich so sehr verhindert, als durch jenes leichte Spiel der Phantasie, die von Bildern zu Bildern gaukelt. Deshalb behaupten wir, daß in einer Rede keine Figur geduldet werden soll, wofern nicht darin, nach Quinctilians Ausdruck, jedes Wort einen Affekt erregt **). Ein anderer Gebrauch der Figuren würde im Redner eine Abweichung von seinem Vorhaben, d. h. eine sittliche Schwäche verrathen, und anstatt zu seiner Absicht mitzuwirken, ihr nur im Wege stehn, d. h. die Gemüther erkalten lassen, anstatt sie zu erwärmen.

Ferner sind auch die Figuren, die in Wendungen der Gedanken bestehn, jenen Regeln der Angemessenheit und der Stätigkeit unterworfen, die wir für die rhetorischen Gedanken überhaupt aufgestellt haben. Wenn man die mächtigsten und gewaltigsten unter diesen Figuren bei geringen Veranlassungen verschwen-

*) Obstat enim quidquid non adjuvat. Quinctil. VIII. 6.

**) Quot verba, totidem affectus. Quinctil. IX. 3.

det, oder sie unvorsichtiger Weise zu einer Zeit gebraucht, wo das Gemüth ein so heftiges Ergreifen noch nicht erträgt, so wird durch diese unangemessene Anwendung ihre Wirksamkeit gehemmt und vernichtet. Und da, um zu verhindern, daß der Affekt erkalte, die Gedanken selbst in stätiger Reihe fortlaufen müssen, so ist es zu demselben Ende auch nothwendig, daß die Wendung, die der eine Gedanke genommen hat, sich in diejenige, womit der folgende Gedanke auftreten wird, leicht und natürlich verliere. Wobei noch zu bemerken ist, daß die vollkommenste Figuren-Verkettung ihre Wirksamkeit verliert, sobald sie, nach kurzen Zwischenräumen, mehrere Male hinter einander gebraucht wird; denn das schon ergriffene Gemüth, wird durch die Wiederholung dessen, wodurch es ergriffen worden, sogleich von dem Affekte befreit, und zur müßigen Beschauung der Form hingeleitet, deren Wiederkehr in diesem Falle ihm nur einen musikalisch-poetischen Genuß verschaffen würde.

Und wie jeder Verstoß gegen die früheren rhetorischen Gesetze, als ein moralischer Fehler anzusehen war, so darf auch der schlechte Gebrauch der Figuren nie einem Mangel an Genie, sondern immer nur einer Schwäche des Charakters zugeschrieben werden. Es ist Eitelkeit, wenn man sie zum Prunk und zur

Zierde verschwendet; es ist Stumpfheit des sittlichen Gefühls, wenn man sie am unpassenden Orte gebraucht; es ist Trägheit im Handeln, Unfähigkeit sich für hohe Ideen zu begeistern, wenn man einem Gedanken nicht die kräftigen Wendungen zu geben versteht, durch welche allein er den beabsichtigten Eindruck hervorbringen kann. Daher wird man auch nicht durch die bloße Kenntniß dieser oder anderer Regeln, sondern nur durch die sittlichen Vollkommenheiten, die jenen Fehlern entgegengesetzt sind, im Stande seyn, die Figuren richtig und wirksam anzuwenden. Es wird dazu ein Gemüth erfordert, das sich für sittliche Ideen erwärmen kann; das bei aller seiner Begeisterung einen ruhigen, sicheren Ueberblick der Umstände beibehält; und dem, an dem wahren Vortheil des Zuhörers, an seiner Veredlung, bei weitem mehr gelegen ist, als an seinem Beifall.

Achtes Kapitel.

Von der Prosa.

Im Anfang dieses zweiten Buchs haben wir uns anheischig gemacht, die Grundzüge zu einer Theorie

der Prosa zu entwerfen, und sie von dem ethischen Princip der Rhetorik, das wir bisher festgehalten haben, abzuleiten. Wir versuchen jetzt, dies Versprechen zu lösen.

Wir stellen zuerst die unterscheidenden Merkmale der Prosa auf, indem wir sie, um der größeren Deutlichkeit willen, mit den eigenthümlichen Kennzeichen der poetischen Rede vergleichen.

Der erste Unterschied liegt in der Periode. Nicht als ob sie der Prosa allein eigen wäre, und in einer gebildeten Poesie entbehrt werden könnte. Doch sie erscheint in derselben nur als eine nothwendige Form in Verknüpfung der Gedanken, auf welche kein vorzüglicher Nachdruck gelegt wird. In der Prosa hingegen bekommt sie, mit Beibehaltung dieser ersten ursprünglichen Eigenschaft, noch eine höhere Bedeutung, und scheint zu besonderen Zwecken zu dienen. Daher verlangt man in der Prosa, daß sich jede Periode durch etwas Eigenthümliches auszeichne, und sich von den vorhergehenden und nachfolgenden durch ihre Form unterscheide; während man es in der Poesie nicht tadelt und kaum bemerkt, wenn mehrere höchst einfache und einander ganz ähnlich gebildete Sätze auf einander folgen.

Der zweite Unterschied liegt in den Worten. In

der Poesie gilt jedes Wort, nicht nur durch seine Bedeutung, sondern auch durch seinen Klang und durch sein bloßes Dasein; die dem Sinn nach wichtigsten und unwichtigsten haben als integrirende Theile desselben Ganzen, wie die Bürger eines Freistaats, gleichen Rang. In der Prosa hingegen ist der Werth der Worte nach ihrer Bedeutung verschieden; in jedem Satze giebt es eins oder mehrere, die durch eine besondere Stellung gehoben und ins Licht gesetzt werden, so daß die andern ihnen untergeordnet sind, und nur bestimmt zu seyn scheinen, ihnen zu dienen und sie zu heben.

Der dritte Unterschied liegt in dem Verhältniß der langen und kurzen Sylben, das in der Poesie Metrum, in der Prosa Numerus genannt wird. Die Verschiedenheit beider, läßt sich, so scheint es, am besten in folgende allgemeine Merkmale zusammenfassen. Das Metrum, obgleich der Idee angemessen, stellt sich doch als etwas Selbstständiges dar, und sucht eine von den ausgedrückten Gedanken und Gefühlen unabhängige Aufmerksamkeit auf sich zu ziehn. Deswegen bestimmt es nicht bloß die Anzahl und die Folge der Längen und Kürzen aufs Genaueste; es sondert sie auch in einzelne metrische Glieder, die durch ihre öftere Wiederholung um so mehr dem Ohr und dem Ge-

müth ihre besondere Gestalt einprägen. Ist in einer Sprache die Verschiedenheit der Längen und Kürzen nicht gehörig bestimmt, so ersetzt die Poesie, was hierdurch ihrer Form an Eigenthümlichkeit und Selbstständigkeit abgehen würde, durch die Zählung der Sylben, welche die einzelnen Versglieder ausmachen, und durch die regelmäßige Wiederkehr derselben Laute am Ende der Verse. Der Numerus hingegen, weit entfernt sich von dem Gedanken abzusondern, bleibt demselben stets untergeordnet, und es würde als einer der größten Fehler einer prosaischen Periode angesehen werden, wenn einer ihrer Theile, durch eine zu auffallende und das Ohr zu sehr einnehmende Folge von Tönen, die Aufmerksamkeit von dem Inhalt auf die Form zöge. Der Numerus ordnet also die Folge und die Zahl der Längen und Kürzen nur so, daß der Eindruck der Rede auf die sinnlichen Organe, dem Eindruck angemessen sey, der auf das Gemüth hervorgebracht werden soll, damit dieses nicht weniger empfinde, weil das Ohr entweder gar nichts empfunden hat, oder beleidigt worden ist. Und damit der Numerus sich nicht eine, ihm nicht zukommende, Selbstständigkeit anmaße, ist es nothwendig, und wird auch allgemein gefordert, daß er sich aufs Genauste dem Inhalt anschmiege, mit jedem neuen Gedanken, ja mit

jeder neuen Periode abwechsle, und so in beständiger Mannigfaltigkeit hinströme.

Ist hierdurch, wie ich glaube, das Eigenthümliche der Prosa hinreichend angegeben, so frage ich, aus welchen Principien kann man eine solche Redeform deduciren, und erweisen, daß sie so und nicht anders beschaffen seyn müsse? Dies Problem scheint man sich noch gar nicht aufgegeben zu haben, da doch ein ähnliches, die poetischen Formen betreffend, so viele Theoretiker beschäftigt hat, und von ihnen so glücklich gelöst worden ist. Warum giebt es überhaupt eine Prosa in der Welt? Welches Recht hat sie, neben der Poesie zu existiren? Sollten die Menschen vielleicht überhaupt nur in Versen sprechen, und wäre es bloß Bequemlichkeit oder Unfähigkeit, wenn sie es unterlassen? Unmöglich, denn man fühlt, daß es Darstellungen giebt, wo die poetischen Formen durchaus nicht anwendbar sind; und dies rührt nicht etwa von ihrer Schwierigkeit her; denn die gebildete Prosa hat ihre eigenthümlichen Vorzüge, und folglich auch ihre Schwierigkeiten, die nicht leichter zu besiegen sind, als die der Versifikation. Behauptet sich nun die Prosa als eine besondere Form der Darstellung, so muß sich auch die Rechtmäßigkeit ihrer Ansprüche aus Gründen erweisen lassen. Oder wollte man, nachdem

man die Nothwendigkeit der poetischen Formen deducirt hätte, die Prosa als einen durchgängigen und vollständigen Gegensatz derselben aufstellen, und damit die Sache für abgemacht ansehn, indem ja Nichts seyn könne, das nicht sein Entgegengesetztes habe? Aber dieser Grundsatz, nicht zu gedenken, daß er an sich selbst nicht zu rechtfertigen wäre, könnte auch hier gar nicht einmal seine Anwendung finden, indem sich Prosa und Verse zwar unterscheiden, aber keineswegs durch lauter entgegengesetzte, und einander entsprechende Merkmale, eine parallel laufende Antithesis bilden.

Das Recht, mit welchem die Prosa ihren Platz neben der Poesie behauptet, und die Nothwendigkeit der an ihr wahrgenommenen charakteristischen Merkmale, kann nur dann befriedigend erwiesen werden, wenn man sie aus ethischen Principien construirt. In Ableitung der Regeln, welchen das sittliche Handeln der Menschen, in so fern es sich der Rede bedient, unterworfen ist, waren wir bis zum Gesetz der Lebendigkeit gekommen; indem wir es weiter entwickeln, werden wir daraus die Prosa, mit Allem was sie Eigenthümliches und Unterscheidendes hat, entstehen sehen.

Denn erstlich, da dem Gesetz der Lebendigkeit zu-

folge, jeder Gedanke mit einer besonderen Wendung und Bewegung auftreten soll, so muß er natürlicher Weise auch der Periode, worin er sich darstellt, eine eigenthümliche Form und Bildung mittheilen. Es läßt sich also aus diesem ethischen Grunde die Sorgfalt begreifen, mit welcher in der Prosa die Periode ausgebildet wird, da hingegen in der Poesie eine solche Auszeichnung derselben, nicht nur unnöthig, sondern auch fehlerhaft seyn würde. Denn der Wechsel der Periodenform drückt einen Wechsel in der Gemüthsverfassung aus, der von dem Redner gefordert wird, der aber in dem Dichter, da dieser nur eine und dieselbe Gemüthsstimmung darstellen will, nicht Statt finden darf. Mit eben dem Rechte, mit welchem man in der Rhetorik Gedankenfiguren annimmt, glauben wir auch Periodenfiguren, die sich noch von den Wortfiguren unterscheiden, annehmen zu können: auch ist Vieles, was von den Rhetoren unter diesem letzteren Namen angeführt wird, weniger Wortstellung als Periodenbildung, z. B. Klimax, Antitheton, Isokolon, Prosapodosis, und die aus Verbindung von Epibole und Epiphora entstehende Koinotes.

Aber nicht nur auf den Periodenbau, sondern auch zweitens auf die Stellung der Worte, äußert

das Gesetz der Lebendigkeit seinen Einfluß. Denn da es besonders darauf ankommt, daß die Gedanken nicht in einander verfließen und eine gleichförmige Masse bilden, so müssen auch die Worte, wodurch sich ein jeder am deutlichsten ausspricht, vor den andern hervorgehoben und ausgezeichnet werden. Aus dieser ethischen Ansicht der Prosa erklärt sich also nicht nur der besondere Nachdruck der darin auf die wichtigsten Worte als Substantiv, Adjectiv, Verbum, gelegt wird, sondern auch die Entstehung der exquisiteren Wortfiguren, als Paronomase, Paradiastole, Anaklasis, Epanodus, Diaphora, Homoioptoton, u. s. w. In der Poesie wird der Gebrauch dieser Figuren mit Recht verdammt, weil hier nicht die Auszeichnung des Einen vor dem Andern, sondern die Verbindung des Einen mit dem Andern das Wesentliche ist. Und hat die Poesie sich eine oder die andere von diesen Figuren angeeignet, wie z. B. das Homoioptoton, woraus der Reim entstanden zu seyn scheint, so hat sie doch auch zugleich ihre Bedeutung gänzlich verändert; denn in der Prosa wird ein Satz durch das Homoioptoton individualisirt; in der Poesie werden die Verse durch den Reim verkettet und mit einander verbunden.

Endlich drittens, kann das Gesetz der Lebendigkeit weder Metrum, noch Reim, noch abgemessene Syl-

benzahl gestatten; denn dadurch bekommt die äußere Form der Darstellung eine Ruhe und ein Ebenmaaß, sie drückt ein genügliches Behagen aus, welches zwar zur Ausbildung poetischer Ideen nothwendig gehört, aber dem affektvollen und nach der Erregung des Affekts strebenden Handeln des Redners immer fremd bleiben muß. Dessen ungeachtet, da sich das Eigenthümliche der rhetorischen Gedanken nicht nur in dem Periodenbau und der Wortstellung, sondern auch im Verhältniß der Längen und Kürzen auszudrücken strebt; da zur besseren Sonderung der Gedanken, das langsamere Einherschreiten des einen, von dem schnelleren Fluge des andern geschieden, und durch das Ohr dem Gemüth bemerkbar gemacht werden muß, so erfordert das Gesetz der Lebendigkeit eine der jedesmaligen Vorstellung angemessene Mischung der Sylben in Rücksicht ihrer Quantität, nur daß die Art und Weise dieser Mischung mit jedem Perioden wechsle, und niemals auf Unkosten des Gedankens beschäftige; wäre dies der Fall, so würde der Redner, die nur dem Dichter zukommende, ihm selbst aber durch das Gesetz der Lebendigkeit verbotene Behaglichkeit verrathen; und auch das Ziel, wonach er strebt, die Hervorbringung des Affektes im Zuhörer, würde unerreicht bleiben, sobald dieser eben so sehr durch den musikalischen

Genuß der Tonfolge ergötzt, als durch die Kraft des Gedankens getroffen würde.

Neuntes Kapitel.

Schluß.

Unsre ethische Ansicht der Beredsamkeit sind wir bisher bemüht gewesen, nach drei verschiedenen Seiten auszubilden; indem wir zeigten, erstlich, wie alle ihre wesentlichen Gesetze sittlichen Ursprungs sind; zweitens, wie nur eine sittlich gute Beschaffenheit des Charakters zu ihrer Befolgung geneigt und tüchtig mache; drittens, wie der Redner des Erfolges um so sicherer ist, als er diese sittlichen Gebote strenger beobachtet, und alle minder lautern Rücksichten entfernt.

Und da wir in Ableitung dieser Gesetze bis zur Konstruktion der Prosa, als einer nothwendigen Darstellungsform der Rede gelangt sind, so glauben wir hier die Feder niederlegen zu können, da das Gesagte genügen muß, Denjenigen, der uns bis hieher gefolgt ist, in den Stand zu setzen, über die Richtigkeit unsrer Hypothese ein Urtheil zu fällen; und es Demjenigen,

der ihr Beifall giebt, nun auch nicht schwer seyn wird, unsre Grundsätze auf Deklamation und andere Außenwerke der Beredsamkeit, wovon wir nicht gehandelt haben, anzuwenden.

Gedruckt bei A. W. Schade.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Anzeige.

Von dem Verfasser dieses Buchs, Herrn Ober-Consistorial-Rath, Hof- und Dom-Prediger

Dr. Franz Theremin

zu Berlin, sind bis jetzt folgende Schriften erschienen:

Die Lehre vom göttlichen Reich, dargestellt 2c. 1823. 1 Thlr.

Adalberts Bekenntnisse. Zweite, vermehrte Auflage. 1835. 1 Thlr. 5 Sgr.

Hebräische Gesänge; aus dem Englischen des Lord Byron übersetzt. 1820. 15 Sgr.

Leitfaden für den christlichen Religions-Unterricht. gr. 12. 1830. 7½ Sgr.

Abendstunden (Gedichte, Gespräche, theologische Abhandlungen). 2 Thle. 1833. 2 Thlr. 10 Sgr.

Ueber die deutschen Universitäten. Ein Gespräch. gr. 8. geh. 7½ Sgr.

Vom Tode. Drei Predigten, im Jahre 1836 gehalten. geh. 15 Sgr.

Predigten. 8 Bände, jeder Band 1 Thlr. 10 Sgr.

Davon unter besonderen Titeln:

Das Kreuz Christi. 3 Bde, jed. Bd. 1 Thlr. 10 Sgr.

Zeugnisse von Christo in einer bewegten Zeit. Predigten, in den Jahren 1830, 1831, 1832 gehalten. 1 Thlr. 10 Sgr.

Ferner sind in dem Verlage der Unterzeichneten erschienen:

Heinsius, Theod., Die Bildung zur deutschen Beredsamkeit. In Briefen an einen Staatsmann. gr. 8. 1831. geh. 15 Sgr.

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Heinsius, Theod., Vorschule der Sprech- und Redekunst, oder theoretisch-praktische Anleitung zum richtigen Sprechen, Schreiben und Verstehen der deutschen Sprache. Vierte Ausgabe. 8. 1 Thlr. 15 Sgr.

— — Der Redner und Dichter, oder Anleitung zur Rede- und Dichtkunst. Fünfte Ausgabe. 8. 22½ Sgr.

— — Geschichte der deutschen Litteratur, oder der Sprach-, Dicht- und Redekunst der Deutschen bis auf die neuesten Zeiten. Fünfte Ausgabe. 8. 1 Thlr. 15 Sgr.

Hagen, F. H. v. d., und J. Gust. Büsching, Litterarischer Grundriß zur Geschichte der deutschen Poesie von der ältesten Zeit bis in das 16te Jahrhundert. gr. 8. 2 Thlr. 15 Sgr.

Pischon, F. A., Leitfaden zur Geschichte der deutschen Litteratur. Dritte, vermehrte Auflage. 15 Sgr.

Wackernagel, Dr. K. Ed. Ph., Auswahl deutscher Gedichte für höhere Schulen. Zweite, sehr vermehrte Ausgabe. gr. 8. 1 Thlr. 15 Sgr.

Büchner, K., und F. Herrmann, Handbuch der neueren französischen Sprache und Litteratur, oder Auswahl interessanter, chronologisch geordneter Stücke aus den besten neueren französischen Prosaisten und Dichtern, nebst Nachrichten von den Verfassern und ihren Werken. Prosaischer Theil. Zweite, durchweg verbesserte und vermehrte Ausgabe. gr. 8. 1 Thlr. 10 Sgr.

(Der poetische Theil kostet ebenfalls 1 Thlr. 10 Sgr.)

Berlin, im Januar 1837.

Duncker und Humblot.

Schinner

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Theremin, Franz,

Die Beredsamkeit eine Tugend, oder Grundlinien einer systematischen Rhetorik

Berlin 1837

L.eleg.g. 398 h
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10574774-1